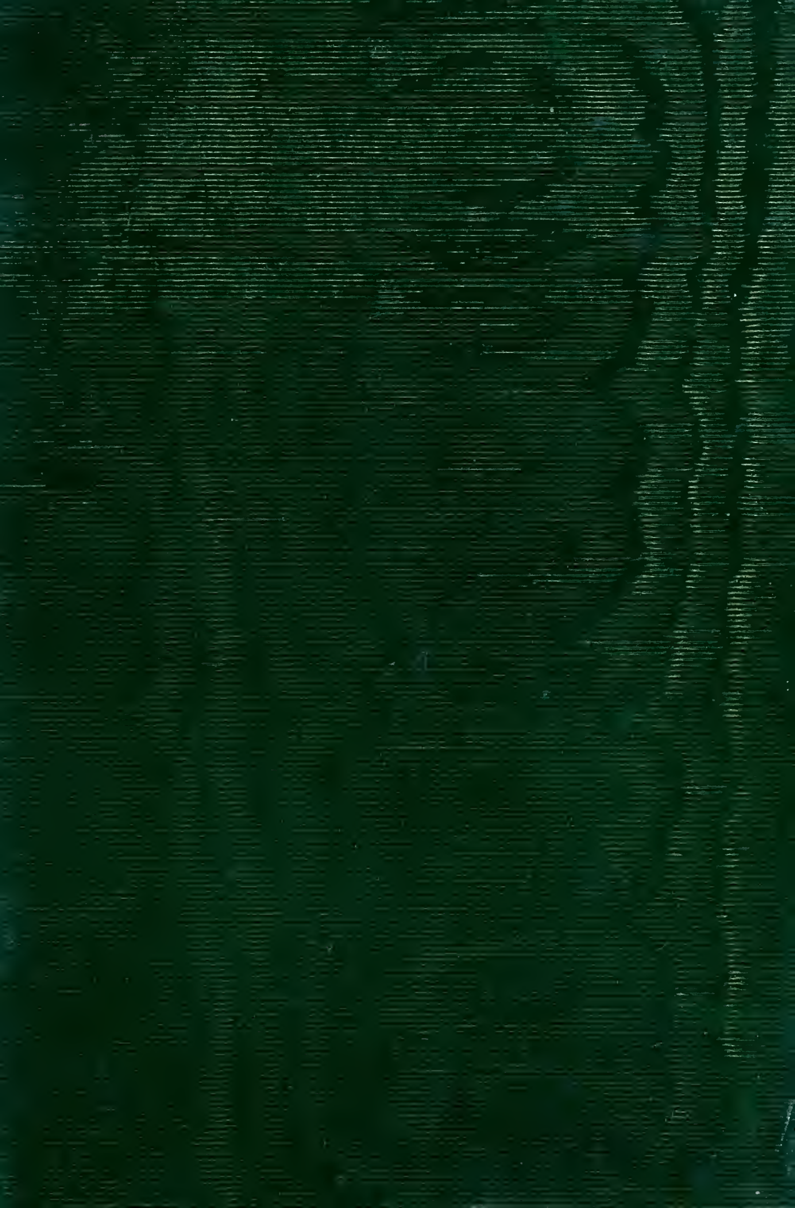








Viertes Buch.

Im Kloster.



Erstes Kapitel.

Pater und Frater.

Eine halbe Stunde von Gellenschwangen entfernt lag das Kloster Freisassenberg, an die Berge und Wälder gelehnt, friedlich da. Seine Kirchthürme waren weithin sichtbar und auch das schäumende Wasser des wilden Gebirgsbaches, der an dem stillen Kloster so laut dahintoste, hörte man weithin. Es trieb Sägemühlen und Forellen lagen auf seinem Grunde und waren ein Lieblingsessen der eilf Mönche, welche das Kloster bewohnten und die Marienkirche hüteten, zu welcher an gewissen Tagen zahllose Pilger gewallfahrtet kamen, da Freisassenberg als ein vielbesuchter Wallfahrtsort galt.

Aber je friedlicher und stiller sich das von Gärten umgebene und von hohen Mauern ein-

gefriedete Kloster von Außen ausnahm, desto lauter und ungebundener ging es im Inneren des Hauses zu. Da waren alle Bande der Disciplin gelockert und es herrschte unter den Mönchen so gut wie keine Zucht und Gottesfurcht, seit sie sich selbst überlassen waren. Es war freilich schon damals im Kloster recht bunt zugegangen, als noch die Zahl zwölf voll war und der Pater Guardian lebte. Er war ein alter Mann gewesen, dem die Gicht so viel zu schaffen machte, daß er sich wenig um seine eilf Brüder kümmerte und sie machen ließ was sie wollten. Wenn nur der Pater Küchenmeister seine Schuldigkeit that, so war der Guardian schon zufrieden und kamen bezüglich des Gebahrens der übrigen Klostergenossen zuweilen Beschwerden vom Ordensgeneral oder vom Bischof und Vikar, so wirkte der greise Vorsteher stets in vermittelndem Sinne und schützte seine Mitbrüder vor ernsten Maßregeln.

Aber seit der Guardian das Zeitliche gesegnet hatte, war vollends eine Lockerung aller Verhältnisse eingetreten. Kaum daß die Mönche den Gottesdienst und die Schule besorgten —

um die Ordensregeln kümmerte sich Niemand und die Mönche waren überall, nur nicht in ihren Zellen zu finden. Der schöne Garten, die Freude des seligen Guardians, ging der Verwahrlosung entgegen, die einzigen kultivirten Gegenden desselben waren die Lauben, unter deren Schattendache die frommen Brüder dem Kruge zusprachen.

Unter den eilf Brüdern selbst herrschte Zwiespalt und Uneinigkeit. Sie waren nicht im Stande sich über die Wahl eines Guardians zu einigen, da jeder auf die bevorzugte Stelle Anspruch machte. So war die Zeit, innerhalb deren ihnen das freie Wahlrecht zustand, resultatlos verstrichen und die Entscheidung lag jetzt beim Ordensgeneral, nachdem das Kloster sein Wahlrecht für diesen Fall verwirkt hatte.

Die Brüder lebten so in den Tag hinein, daß sie es gar nicht für möglich hielten, der General könne einen Gewaltspruch thun und das ruchlose Kloster eines Tages unter Kuratel setzen.

Die Klagen der zu dem Kloster Eingepfarrten und Eingeschulten mehrten sich mit jedem Tage und Vikariat und bischöfliches Consistorium ließen

es an eindringlichen Warnungen und Ermahnungen nicht fehlen, welche die Mönche jedoch konsequent in den Wind schlugen.

Zu den Mönchen, welche es am tollsten trieben, gehörte der Pater Florian und der Frater Amand.

Der erstere war ein alter Mann von ungefähr fünfundsechzig Jahren, der zweite ein kleiner, schmächtiger Geselle, der nicht weit von den Dreißigen sein mochte.

Pater Florian hatte der Gegend schon viel zu reden gegeben. Er war Katechet in dem Schuldorfe Regen gewesen und hatte dies Amt durch dreißig Jahre versehen. In den letzten Jahren war er in Regen jedoch häufiger in dem Hause einer jungen Fleischhauerswittwe als in der Schule gesehen worden. Die Bewohner von Regen wußten um das Verhältniß, welches der Mönch mit der Wittwe unterhielt und drückten lange ein Auge zu, weil sie den Pater lieb hatten und er ein gar so alter und würdiger Mann war, dem man schon etwas durch die Finger sah. Aber als das Verhältniß gar zu offenkundig wurde und Pater Florian die Angelegen-

heit so ungenirt betrieb, daß er mit der Wittwe die nahen Wälder durchstreifte und öffentliches Aergerniß gab, da steckte der Gemeindevorsteher die Sache in offiziöser Weise dem Pater Guardian, machte geltend, daß das Ansehen der Kirche, der Schule und des Klosters nothwendig leiden müsse, wenn die Beziehungen des Mönches zu der Fleischhauerswittwe auf allen Bierbänken diskutirt würden und bat um die Enthebung des Paters von seiner Funktion als Religionslehrer in Regen.

Der Guardian mußte den Vorstellungen des Gemeindevorstehers nachgeben; er versetzte den Pater zu der Schule nach Gellenschwangen, welches anderthalb Stunden von Regen entfernt war.

Wenn der Guardian aber geglaubt hatte, durch diese dienstliche Versetzung Florian's das Verhältniß mit der Wittwe zu zerreißen, so hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Pater versah seine Stelle in Gellenschwangen, wurde aber ebenso oft wie früher in Regen gesehen. Der Gemeindevorsteher brachte eine neue Beschwerde ein und drohte, die Sache bei

dem Consistorium anhängig zu machen, wenn der Guardian nicht Abhilfe schaffe.

Der Guardian verbot dem Pater Florian Regen zu besuchen, und machte ihm bemerklich, daß er im Falle des Ungehorsams eine Versetzung in ein zwanzig Meilen von Freisassenberg entferntes Kloster zu gewärtigen habe.

Pater Florian ließ es sich gesagt sein und mied Regen, vermochte dagegen die Wittwe, nach Gellenschwangen zu übersiedeln. Sie hatte ihr Gewerbe längst wegen eingetretener Verarmung aufgeben müssen und so war es gleichgiltig, wo sie sich aufhielt. Pater Florian legte es ihr nahe, in Gellenschwangen in einen Dienst zu treten und sie befolgte den Rath ihres väterlichen Freundes.

So standen die Sachen, als der Guardian in ein besseres Jenseits hinüberging. Pater Florian konnte sich nun in Gellenschwangen noch sorgloser benehmen und darüber hinweggehen, daß man daselbst Glossen über seine zahlreichen Besuche bei der Wittwe mache. Aber es traf ihn bald ein härterer Schlag; die Partei, bei welcher die Wittwe diente, verbat sich die Besuche des Mönches in kategorischer Weise und dieser war darauf an-

gewiesen, sich auf Schleichwegen behelfen zu müssen, bis seine Freundin einen andern Dienst fand, was keine leichte Sache war, da sich jede Familie scheute, eine Person, deren Beziehungen zu dem alten Klostergeistlichen so notorisch waren, bei sich aufzunehmen.

Die beiden Mönche befinden sich in dem Augenblick, wo wir sie kennen lernen, in der Zelle des Paters Florian und sind in eine lebhafte Unterhaltung vertieft.

„Diese nationalen Bestrebungen kommen uns ganz gelegen und wir müssen sie nach Kräften unterstützen!“ haranguirt der Frater Amand seinen älteren Kollegen. „Dieser Schlemm ist ein kapitaler Bursche, der den Sauerteig durcheinanderrührt. Eine nationale Kirche wäre gar nicht so übel!“

Pater Florian seufzte und sagte:

„Vor dreißig Jahren hätte mich das auch interessirt — jetzt bin ich zu alt dazu! Was frommt mir hohem Sechziger eine nationale Kirche — was würde mir selbst ein Schisma nützen! Ehe es zur Aufhebung des Cölibats käme, läge ich doch längst unter der Erde!“

„Man kann nicht wissen!“ opponirte der Jüngere, „die Dinge wickeln sich in unserer Dampfzeit oft überraschend schnell ab. Wenn wir die Sache mit Eifer betreiben, so können wir bald Erfolge ernten. Setzen wir unsere Hebel in Beichtstuhl, Schule, auf der Kanzel in Bewegung und es kann uns nicht fehlen. Die Menge ist so leicht zu fanatisiren — nehmen wir uns an diesem Schlemm ein Beispiel, der mit einem Eifer agitirt, als ob das Ende aller Dinge in Aussicht stände und Gefahr im Verzuge wäre. Er arbeitet kaum vierzehn Tage und die Leute sind schon stutzig allerorten und stellen sich auf die Hinterbeine. Er hat den kleinen Mann, dem er goldene Berge, Wegfall aller Steuern und Gott weiß was verspricht, im Schlepptau und ehe wir uns dessen versehen, kann es zu einer Explosion kommen!“

„Was haben wir davon?“ warf Pater Florian achselzuckend hin. „So lange wir nicht die Aufhebung des Cölibates durchsetzen —“

„Eines nach dem andern!“ eiferte der Frater. „Vor Allem müssen wir der nationalen und politischen Agitation allen Vorschub leisten — geht es dann drunter und drüber, sind die Massen

aufgewühlt, gährt und brodelt Alles, dann kommt auch unsere Zeit, dann ziehen wir von der allgemeinen Verwirrung Nutzen und schneiden unsere Pfeifen im Rohr. Blicken Sie auf Italien, wo in dem allgemeinen Durcheinander die wünschenswerthe Freiheit den Dienern der Kirche winkt!"

„Selbst in Italien haben sie es noch nicht zur Aufhebung des Cölibates gebracht!" murmelte Pater Florian und setzte dann hinzu: „Aber lassen wir diese ernsten Dinge, beschäftigen wir uns mit unseren kleinen Angelegenheiten! Was haben Sie vor acht Tagen in Gellenschwangen getrieben, Sie Schäker, die ganze Stadt spricht von nichts Anderem als von dem Frater Amand und seinem galanten Abenteuer! Es ist ein Glück, daß wir noch keinen Guardian haben!"

„Welches Abenteuer meinen Sie?" fragte der Frater naiv.

„Welches sonst als das mit Fräulein Winter in Gellenschwangen!" erwiederte der Pater.

„Ah!" rief der Frater lächelnd. „Das ist eine pikante Geschichte! Ich lernte das Fräulein in Köhfeld kennen, als ich kürzlich dahin kam

und im Anker ein Glas Wein trank. Das Fräulein bewegte sich im Gastzimmer, entwickelte eine große Lebhaftigkeit, ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, theilte mir mit, daß sie in Gellenschwangen wohne und forderte mich auf, sie dort zu besuchen. Ich versprach ihr das, und als ich vor acht Tagen in Gellenschwangen zu thun hatte, erinnerte ich mich dieses Versprechens und erkundigte mich nach der Wohnung des Fräuleins Winter."

„Und die Leute, die Sie fragten, wo Fräulein Winter wohne, lachten Ihnen in's Gesicht?" schmunzelte der Pater.

„Das nicht, aber Einige lächelten bedeutungsvoll, Andere gaben ausweichende Antworten — endlich erfuhr ich in einem Kaufmannsladen die Wohnung des Fräuleins. Ich gehe hin, werde liebenswürdig aufgenommen, mit Kaffee traktirt, mit einer Photographie beschenkt und aufgefordert, wieder zu kommen. Ich entferne mich guten Muthes —"

„Und finde, sobald ich auf die Straße komme, daß die Leute in den Hausthoren stehen und mich lachend ansehen!" fiel der Pater dem Colle-

gen in die Rede. „Ist's nicht so? War nicht halb Gellenschwangen auf den Beinen, um Sie moralisch Spießruthen laufen zu lassen? Riefen sich die Straßenjungen nicht zu: das ist der Frater Amand, der von Fräulein Winter kommt?"

„Ich gewahrte nichts dergleichen!" meinte der Frater. „Das Einzige, was mir begegnete, war, daß vor dem herrschaftlichen Gasthofe der Rentschreiber Zünglein stand, mich mit einem verschmitzten Lächeln ansah und aufforderte, mit ihm ein Gläschen Wein zu trinken. Ich hatte Zeit und trat mit Zünglein ein — drinnen saßen wohl zwanzig Beamte am Gasttische. Sie empfingen mich mit einem Halloh, fragten mich aus, wo ich gewesen sei und jubelten, als ich ihnen Alles haarklein erzählte und die Photographie zeigte!"

„Merkten Sie denn nicht, bester Bruder," warf der Pater ein, „daß Sie der Gegenstand eines abgekarteten Spieles, daß die Anwesenden aus der ganzen Stadt zusammengetrommelt waren, um Sie in's Gebet zu nehmen?"

„Wie hätte mir das einfallen sollen?" fragte der Frater mit naiver Verwunderung.

„O sancta simplicitas!“ rief Pater Florian. „Welch ein Glück, daß wir keinen Guardian haben, wiederhole ich. Fräulein Winter, der Sie einen Besuch machten —“

„Nun?“ forschte Amand lebhaft, als Pater Florian innehielt und ihn lächelnd fixirte.

„Fräulein Winter,“ ergänzte Pater Florian lachend, „gehört der Demimonde an! Merken Sie nun etwas? Begreifen Sie nun, warum Ihr Besuch bei ihr für Gellenschwangen eine cause célèbre ist, von der Alles spricht?“

Der Frater schwieg verstimmt.

Zweites Kapitel.

In der Menagerie.

Pater Florian war mit dem Schulunterrichte in Gellenschwangen fertig und ging mit sich zu Rathe, wie er es am zweckmäßigsten zu einer Zusammenkunft mit der Fleischhauerswittwe bringen könne, der er den Hof machte. In das Haus, in welchem die Freundin wohnte, durfte er nicht eindringen, und so blieb ihm nichts übrig, als das Rendezvous auf neutralem Boden zu bewerkstelligen.

Er hatte seine guten Gründe, dies Rendezvous ohne Aufschub in Scene zu setzen; er hatte nämlich auf dem Wege zur Schule, in welcher er den Religionsunterricht zu ertheilen pflegte, ein Weinhaus aufgesucht und in der Zeitung, die dort auflag, die wichtige Nachricht gelesen,

daß das Kloster Freisassenberg in der Person des Paters Aichard einen neuen Guardian erhalten habe, der nächstens an seinen Bestimmungsort abgehen würde.

Das war ein Schlag für den guten Pater Florian. Die schöne, schrankenlose Zeit des Interregnums war vorüber, und was das Schlimmste war, von dem neuen Guardian war wenig Toleranz zu erwarten. Er war ein gefürchteter Mann, der streng auf Zucht und Ordnung hielt und offenbar war er von dem Ordensgeneral mit Vorbedacht ausgewählt worden, um das aus den Fugen gegangene Kloster Freisassenberg wieder einzurenken.

Pater Aichard hatte schon manches Kloster zur Raison gebracht, denn er war kein junger Mann mehr. Er war ein Sechsziger und stammte aus Belgien, dem gelobten Lande der Pfaffen. Er hatte seine Erziehung in einem Stifte Belgiens genossen, war dann nach Rom gegangen und seither von dem General benutzt worden als eine Art Klosteralba. Sein Kommen bezeichnete gleichsam das Ende aller Tage sündhafter Lust — wie eine Kometenruthe tauchte er da, wo es

am schlimmsten hergegangen war, auf, um zu richten die Gerechten und Ungerechten.

Pater Florian fühlte sich aber, so weise Lehren er auch seinen jüngeren Brüdern, und namentlich dem Frater Amand bei jeder Gelegenheit zu geben pflegte, doch zu wenig als ein Gerechter, als daß ihn die Kunde von der hohen Ortes erfolgten Guardianswahl nicht in die höchste Aufregung hätte versetzen sollen.

Jetzt war das Unglück da, und er konnte sich, wenn es recht zuchtlos zuging, nicht mehr mit der Phrase trösten: es ist ein Glück, daß wir noch keinen Guardian haben! Der Guardian war da und welch ein Guardian!

Pater Florian hätte sich eine Trompete gewünscht, deren Ton von Gellenschwangen bis Freisassenberg hinübergereicht hätte, damit er seinen Brüdern die niederschmetternde Mähre in dem Augenblick hätte zublasen können, wo er sie selbst in sich aufnahm.

Aber in der nächsten Minute schon dachte er sich, daß es klüger sei, vorerst seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, und so beschloß er, die Brüder noch ihrer Harmlosigkeit zu überlassen

und sich vorerst mit seiner Freundin auseinander-zusetzen.

Ueber den Ort, wo diese Auseinandersetzung stattfinden sollte, kam er mit sich selbst endlich auch in's Klare.

Auf einem wenig belebten Platze von Gellenschwangen war eine Bretterhütte aufgerichtet, deren Außenwände die Bildnisse schrecklicher Ungethüme bedeckten, davon viele mythischen Geschöpfen glichen und eine wahrhaft erschreckliche Ueberlebensgröße zur Schau trugen.

Hier ringelten sich baumstarke Klapperschlangen um die Körper harmloser Reisenden, daß deren Eingeweide unter der erdrückenden Wucht dieser verhängnißvollen Umarmung zu Tag traten; dort sperrten gräuliche Krokodille ihre Riesenschlünde ellenweit auf, um badende Neger mit Stumpf und Stiel zu verschlingen. Von Einigen sahen nur noch die Füße heraus, Anderen wurden eben die Köpfe abgebissen, während sich der Boden mit dem Blute der Opfer röthete. Daneben saßen Eisbären auf Eisschollen, daneben tauchten Matrosen ihre spitzen Harpunen in die Leiber der Wallfische, daß ein Blutstrom kaskadenartig in

die Höhe schoß. Beduinen kämpften mit Löwen und Tigern, die sich in den Rücken ihrer Pferde eingebissen hatten.

Gegen diese Schaubude, aus welcher das Gebrüll hungriger Raubthiere, die zum Aeußersten gebracht schienen, hervortönte, lenkte Pater Florian seine Schritte und blieb vor dem Bilde stehen, welches ein abenteuerlich gekleidetes Mädchen darstellte, das sich mit Löwen balgte.

Kaum war der Pater stehen geblieben, als es am Eingange der Bude lebendig zu werden anfing. Die zwei Kakadus, welche auf hohen Stangen und an dünne Ketten gebunden umhervoltigirten, schüttelten ihre greisen, schopflosen Häupter und begannen ein Höllengekreisch, auf welches hin der Besitzer der reißenden Thiere hervorstürzte, um mit Stentorstimme eine Anrede an das Publikum zu halten, das sich freilich nur auf den Pater Florian reduzirte. Aber gerade auf diesen war es mit der lebendigen Ausmalung der Herrlichkeiten abgesehen, und zuletzt wurde ihm sogar eine Extrafütterung einiger wilden Thiere in Aussicht gestellt, um ihn in die Bude zu locken.

Um den Worten des Erklärers noch mehr Nachdruck zu geben, schlug ein Mohr, dem der Stempel künstlichen Gepräges auf zwanzig Schritte anzusehen war, die Tschinellen und rührte dazwischen ein Glockenspiel von monströsen Dimensionen.

Pater Florian schien auch wirklich von den complicirten Anstalten, die gemacht wurden, seiner habhaft zu werden, gerührt zu sein und trat ein.

Der Mohr ergriff sofort einen Stab und machte Miene, den Mönch von Käfig zu Käfig zu schleifen, um ihn als Cicerone auf die Höhe der Situation zu stellen.

Pater Florian gebot ihm mit der Hand Schweigen und wandte sich dann an den Besitzer der Thiere, der sich eben zurückziehen wollte.

„Ich möchte ein Paar Worte mit Ihnen sprechen, mein Herr!“ sagte er zu dem Menageriebesitzer.

„Ich stehe zu Diensten!“ entgegnete dieser und führte den Mönch in den Hintergrund, wo die Kiste mit der Wärmflasche stand, in welcher die Schlangen und Krokodille untergebracht waren.

Ein magerer Wolfshund, der in jener Gegend an einen Pfahl angebunden stand, beschnopperte die Hand des Mönches von der einen Seite und von der anderen steckte ihm ein Miniaturelephant mit unermüdlicher Beharrlichkeit seinen Rüssel in die Taschen der Kutte, um sich zu überzeugen, ob der Fremde keine Lebensmittel bei sich führe, die sich annektiren ließen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Menageriebesitzer.

„Können Sie schweigen?“ flüsterte der Mönch, indem er ein Silberstück in die Hand seines Nachbars gleiten ließ. Er hatte es erst heute in der Schule von dem Sohne eines reichen Bauern erhalten, der den schwachen Talenten seines Söhnleins zeitweise durch solche Münzstücke zu Hilfe zu kommen pflegte, und glaubte es hier gut aufgehoben.

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, hochwürdiger Herr!“ entgegnete der Andere, die Münze einsteckend.

„Haben Sie nicht in Ihrer Hütte ein Plätzchen, wo zwei Leute auf ein Viertelstündchen zusammenkommen könnten, um sich zu besprechen?“

„Die Hütte ist klein, und Käfig reiht sich an Käfig!“ sagte der Andere. „Es ist kein entbehrlicher Raum da, als der schmale Holzverschlag hinter dem Käfig des Löwens, der bei den Produktionen benutzt wird!“

„Ist der Raum, den Sie meinen, sicher?“ forschte Pater Florian.

„Vollkommen sicher!“ entgegnete der Andere. „Er muß es auch sein, weil das Mädchen, welches in den Käfig des Löwen kriecht, um mit ihm anzubinden, den Rückzug in den Raum jeden Augenblick frei haben muß. Sie wissen, wie das bei solchen Produktionen zugeht. Die Thür des Hinterraums bleibt angelehnt, damit sich das Mädchen, wenn der Löwe mißmuthig sein sollte und keinen Spaß verstände, rasch flüchten kann. Auch wird der Raum dazu benutzt, daß ich während der gefährlichen Produktion mit dem Revolver in der Hand darin Posto fasse, um dem Mädchen beispringen zu können, wenn ihm das gereizte Thier etwas anhaben wollte!“

„Wann findet die Produktion mit dem Löwen statt?“ erkundigte sich Pater Florian.

„Vor der Fütterung und diese geht erst in drei Stunden vor sich!“

„Jetzt wäre also der Raum hinter dem Käfig des Löwen frei?“

Der Menageriebesitzer nickte mit dem Kopfe.

„Jetzt haben Sie die beste Zeit, wenn Sie den Raum benutzen wollen!“ sagte er. „Jetzt ist auch, wie Sie sehen, in und vor der Bude kein Mensch, weil sich der Platz und die Hütte erst eine Stunde vor der Produktion und Fütterung zu füllen beginnen! Aber Eines sage ich Ihnen in vorhinein — der Raum hinter dem Käfig ist dunkel und nur so groß, daß sich eben zwei Menschen in ihm umdrehen können! Viel Bequemlichkeit bietet er für eine Zusammenkunft nicht!“

„Das thut nichts, sobald Sie überhaupt darüber zu schweigen versprechen, wer ihn benutzt hat!“ bemerkte der Mönch. „Wenn Sie sich mir gefällig erweisen, werde ich meine Brüder insgesammt überreden, die Menagerie zu besuchen!“

„Sie können sich auf mich verlassen!“

„Auch auf die Schuljugend werde ich einzu-

wirken suchen, daß sie sich die seltenen Thiere ansieht!"

„Ich werde für die Schüler eine Preisermäßigung eintreten lassen!" rief der Thierbändiger erfreut.

„Wohlan, ich werde trachten, daß ich Ihnen die Schule in Masse zuführe!"

„Ich danke Ihnen, Hochwürden!"

„Werden Sie lange in Gellenschwangen bleiben?" forschte der Pater vorsichtig.

„Das wird von dem Zuspruche abhängen!" entgegnete der Thierbändiger, „doch glaube ich, daß ich mich jedenfalls sechs Wochen hier halten werde!"

„Sechs Wochen!" wiederholte der Pater sichtlich erfreut.

Ein Stein war ihm vom Herzen gefallen. Für sechs Wochen war er also geborgen, sechs Wochen hatte er den neuen Guardian nicht zu fürchten, wenn er es so einrichtete, daß man nicht hinter das Geheimniß seiner Zusammenkünfte kam. Er brauchte nur die Vorsicht anzuwenden, daß er nie gleichzeitig mit der Freundin in die Menageriebude eintrat und diese auch stets wieder

allein verließ. Daran, daß er die Menagerie besuchte, konnte ebenso wenig Jemand Anstoß nehmen, wie man auch nichts Auffälliges dahinter vermuthen konnte, wenn die Freundin ihre Ersparnisse dem Thierbändiger zutrug. Und hielt dieser letztere nur reinen Mund, so konnte Pater Florian sechs Wochen unangefochten mit der Wittwe darüber zu Rathe gehen, wie man in Zukunft den einschränkenden Maßregeln, die der neue Guardian den Brüdern gegenüber gewiß in Anwendung bringen würde, am besten die Spitze bieten konnte.

„Haben Sie Niemand Verläßlichen, der ein paar Zeilen bestellte?“ erkundigte sich der Pater.

„Mein Mohr ist ein sicherer Mann!“ sagte der Thierbändiger. „Er ist dem Gelde und guten Worten zugänglich!“

„Können Sie ihn zehn Minuten entbehren?“

„Im Augenblick, wo es nichts zu thun gibt, ja!“

Der Pater schrieb auf ein Blatt, das er aus seiner Schreibtafel riß, einige Worte und gab das Blatt, nachdem er es mit einer Oblate zugesiegelt hatte, dem Mohren zur Bestellung und schärfte ihm ein, recht vorsichtig zu sein.

Der Schwarze lächelte verschmitzt und verschwand mit dem Blatte.

Ehe zehn Minuten vergangen waren, war er wieder zurück und ihm fast auf dem Fuße folgte die Fleischhauerswittwe.

Sie löste ein Billet und trat in die Bude ein.

„Ich habe heute wenig Zeit!“ sagte sie zu dem Pater.

„Wir werden nur den Feldzugsplan besprechen und uns über eine günstigere Stunde einigen!“ sagte der Pater und winkte dem Thierbändiger.

Dieser schritt den Beiden voran und führte sie in das Kabinet, das hinter dem Käfig des Löwen lag.

Als Mönch und Wittwe dies Versteck nach einer Viertelstunde verließen, hatten sie sich über die Zeit künftiger Rendezvous geeinigt und verließen eines nach dem andern die Bude, als ob sie nicht zusammengehörten.

Drittes Kapitel.

Nationale Demonstrationen.

Geheimnißvoll huscht es in Gellenschwangen von Haus zu Haus; hier klopft es an ein Fenster, dort flüstert es einige Worte in eine Hausthür und wie ein Schatten schleicht es weiter durch die Gassen, um zu verschwinden, wieder aufzutauchen, jetzt sichtbar, im nächsten Augenblick wieder unsichtbar zu werden.

Und wohin der geheimnißvolle Wanderer seinen Fuß gesetzt, da läßt er Spuren seiner stillen und kurzen Thätigkeit zurück, die sich bald bemerkbar machen. Hier verläßt ein Arbeiter die Werkstätte früher als er dies sonst wohl gethan, dort schleicht sich ein Anderer unter dem nächstbesten Vorwande von seiner Familie oder von seinen Kameraden fort und alle diese nächtlichen

Wandler steuern einem Ziele zu, welches jedoch außerhalb der Stadt liegt.

In dem Augenblick, wo es in Gellenschwangen neun Uhr schlägt, sind an dem Rande des Gehölzes, das etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist und der Freigang heißt, wohl an hundert Personen versammelt, die den verschiedensten Ständen anzugehören scheinen. Es sind Handwerker, Kleinbürger, Arbeiter, darunter auch eine gute Anzahl kaum dem Knabenalter entwachsener Bursche.

Diese ganze Schaar verhält sich schweigsam, bis ein Mann in ihre Mitte tritt und sie anzureden Miene macht.

Es ist derselbe, den wir vor einer Stunde in Gellenschwangen von Haus zu Haus eilen und die Parole in geheimnißvoller Weise austheilen sahen.

„Beim Freigang heute um neun Uhr!“ so hatte Schlemm, denn dieser war es, der die Versammlung, die jetzt unter nächtlichem Himmel hier tagte, zusammenberufen hatte, jedem einzelnen seiner Getreuen zugeflüstert.

Und sie waren Alle gekommen, die in die

Agitation Eingeweihten und lauschten den Worten Schlemm's.

„Wir haben bisher im Stillen gearbeitet," sagte dieser, „und den Deutschen das Leben nach Kräften sauer gemacht. Wir haben sie aus ihrer stillen Beschaulichkeit aufgerüttelt und ihnen gezeigt, daß wir auch da sind und etwas zu sagen haben, wir, denen das Land eigentlich gehört und die lange genug stiefmütterlich behandelt worden sind. Wir haben im Gewerbeverein, wir haben im Casino Boden gefaßt und lassen wir erst die Wahlen herankommen, so kann es uns nicht entgehen, daß wir auch im Gemeinderathe und im Landtage festen Fuß fassen. Aber das Alles ist Stückwerk — unsere Gegner haben noch lange nicht jenen panischen Schrecken vor uns, den wir ihnen einflößen müssen, wenn wir sie vollends lahm legen wollen!"

„Bravo!" ließ sich Einer aus dem Kreise vernehmen. „Panischer Schrecken, das ist das Wahre!"

„Wir müssen unseren Gegnern zeigen, daß wir eine physische Macht sind!" fuhr Schlemm fort. „Wir müssen ihnen zeigen, daß wir in geheimnißvoller Weise den erfassen, der gegen uns

ist, daß wir die Menge sind, gegen die es keinen Widerstand gibt. Wir müssen eine That vollführen, die den Respekt vor uns erhöht, die unseren Feinden Furcht einflößt. Diese müssen in uns eine Art Vehme sehen, die ihren Mann sicher erfaßt, die wie der Haberfeldtreiber im benachbarten Bayern mit Sicherheit sich ihr Opfer herausgreift, ohne selbst erfaßbar zu sein!"

„Gut gesprochen!" rief Einer der Versammelten.

„Mit einem Worte," schloß Schlemm seine Harangue, „wir müssen eine große Demonstration ausführen. Und heute ist die beste Gelegenheit zu einer solchen Demonstration geboten, welche um so wirksamer sein wird, als sie sich gegen eine bedeutende Persönlichkeit und in dieser gleichsam gegen das Prinzip richtet, das wir in letzter Linie bekämpfen. Heute soll der Graf von Slyken in Gellenschwangen ankommen. Ihn, den Fremden, den Eindringling, der sich hier eingenistet hat und uns ausnützen will, ihn wollen wir begrüßen und ihm unzweideutig zu erkennen geben, was wir über seinen Einzug denken. Wir wollen ihn mit einer Katzenmusik empfangen!"

„Sehr gut!" ertönte es mehrstimmig.

„Mit einer Katzenmusik — vortrefflich!“ jubelten mehrere aus dem Haufen.

„Früher aber wollen wir den Deutschen in Gellenschwangen eine kleine Lektion geben! Wollt Ihr Euch bei dem Umzuge, den wir durch die Stadt halten wollen, meiner Führung unterordnen?“

„Natürlich!“ ertönte es aus der Menge.

„Dann vorwärts, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir den neuen Gutsbesitzer auf der Landstraße bewillkommnen wollen! Er dürfte um Mitternacht eintreffen, da der Bahnzug um acht Uhr in Drehfelden anlangt und von Drehfelden bis Gellenschwangen zwei Posten sind! Also auf — in die Stadt!“

Dahin stäubte die Schaar, sich wie die wilde Jagd über die Landstraße ergießend und die Richtung gegen die Stadt einschlagend.

Schlemm stürmte voran und gebot erst Halt, als die Truppe mitten in der Stadt war.

„Herunter mit diesem Schild!“ sagte er auf eine Tafel deutend, die über einem Laden angebracht war. „Während andere Handwerker die deutschgeschriebenen Schilder abnahmen, seit sich

in Gellenschwangen das nationale Bewußtsein zu regen begann, und sie durch böhmisch abgefaßte ersetzten, hat dieser Mann, um gegen die nationale Sache zu demonstriren, eine deutsche Inschrift herausgehängt, nachdem er sich lange Jahre hindurch ohne Schild beholfen! Herunter mit der Tafel!"

Die Jüngsten und Gelenkigsten aus dem Haufen machten sich ein Vergnügen daraus, die Höhe des Ladens zu erklimmen und die Tafel herabzuwerfen.

„Gut so," sagte Schlemm, „lassen wir das corpus delicti hier als lebendiges memento mori liegen! Und um die Warnung noch eindringlicher zu machen, schreiben wir mit Kreide auf die deutsche Inschrift: Hinaus mit den Deutschen!"

Der Vorschlag fand solchen Anklang, daß sich zehn Hände gleichzeitig ausstreckten, um die deutschfeindliche Devise auf der Tafel anzubringen.

Nachdem die Schaar an dem Schilde des Deutschen ihr Müthchen gekühlt, tobte sie weiter, Gasse auf, Gasse ab und that sich keinen Zwang mehr an.

Fenster öffneten sich, Köpfe wurden in der

Höhe sichtbar, kein Mensch wußte was los sei, was der Lärm auf der Straße bedeute.

Der Schwarm blieb jetzt auf Schlemm's Commando vor einem Gasthause stehen, welches als Zusammenkunftsort der Deutschen bekannt war. Ehe Schlemm über Gelber's Inspiration die nationale Bewegung im Weichbilde von Gellenschwangen organisirte, hatten Deutsche und Böhmen daselbst brüderlich nebeneinander gelebt. Man kannte keine Unterschiede, keine Trennung nach Nationalitäten, man zechte und kegelte des Abends in schönstem Einvernehmen. An die Stelle dieses gemüthlichen Zusammengehens war in letzter Zeit Erbitterung und Reibung getreten. Die Nationalen verließen die Gasthäuser, die vornehmlich von Deutschen besucht wurden und ehe man sich mit seinem Nachbar in ein Gespräch einließ, forschte man ihn immer erst über seine Gesinnung aus.

In dem Gasthause, vor welchem der von Schlemm angeführte Haufen Exaltados Halt gemacht hatte, pflegten sich nun in letzter Zeit jene Personen zu versammeln, die in der so plötzlich und forcirt in Scene gesetzten nationalen Bewe-

gung keinen Geschmack fanden. Sie wären gern Angesichts des Zwiespaltes, der jetzt durch die Bevölkerung von Gellenschwangen klaffte und durch die gemüthlichsten Beziehungen unheilbare Risse zog, neutral geblieben. Aber die Anmaßungen und Ausschreitungen der Gegner zwangen sie endlich, Farbe zu bekennen und die deutsche Fahne rücksichtslos zu entfalten.

Das war der Gegenpartei ein Greuel und dem Aerger sollte jetzt in unzweideutiger Weise Ausdruck gegeben werden.

Schlemm brauchte an dieser Stelle nicht erst Befehle zu ertheilen — die Schaar verstand sofort, warum er hier Halt mache und ging auf seine Intentionen bereitwillig ein.

Ein Höllenlärm entstand, man pfiff, schrie, johlte, ahmte das Grunzen der Schweine, das Bellen der Hunde, das Krähen der Hähne nach und brachte zuletzt zwei Leierkästen herbei, die man zwei verschiedene Weisen gleichzeitig spielen ließ.

Nachdem man an den Deutschen, die in dem Gasthause ihren geselligen Mittelpunkt hatten, sein Müthchen gekühlt hatte, zog man weiter,

und nach Verübung anderer kleiner Ungezogenheiten zur Stadt hinaus, um Slyken zu empfangen.

Die Rotte nahm auf Schlemm's Vorschlag ihren Aufstellungsort in einer Schlucht, in welcher die von dem Stationsplatze Drehfelden kommende Straße eine scharfe Wendung machte, um sich rechts gegen Gellenschwangen, links gegen Freisassenberg abzuzweigen. Gegen den Wallfahrtsort hin zog sich die Straße in der Schlucht weiter, und parallel mit ihr floß der Gebirgsbach dahin, hier und da eine Häusergruppe bespülend. Die in der Richtung der Stadt ziehende Straße gewann bald hinter der kleinen Kapelle, bei der sich die Straßenzüge trennten, die Höhe und lehnte sich an die Wälder, welche die Abhänge bedeckten.

Die Schaar, die es auf den Grafen abgesehen, hatte ungefähr eine Stunde in der Gegend der Kapelle bivouakirt, als sich eine Kutsche näherte.

„Jetzt gilt es!“ rief Schlemm, seine Getreuen um sich versammelnd. „Empfangen wir ihn mit einer Katzenmusik und spannen wir ihm

die Pferde aus, aber nicht um ihn im Triumphe nach seinem Schlosse zu ziehen, sondern um ihn in seinem Wagen auf offener Straße sitzen zu lassen. Dann geben wir ihm noch eine eindringliche Lehre, indem wir die Fenster seines Schlosses einwerfen!"

Die Menge johlte Beifall und wälzte sich dem langsam daherkeuchenden Wagen entgegen. Als sie denselben erreicht hatte, brach sie in Schreien und Pfeifen aus und brachte durch ihren infernalischen Lärm die Pferde zum Scheuen. Einzelne fielen den Pferden in die Zügel, Andere klammerten sich an die Räder, erstiegen die Wagentritte und drückten die Gläser an den Wagenschlägen ein, während sich die Verwegensten daran machten, die Stränge zu durchschneiden.

Der Kutscher, der anfangs bald die Pferde, bald die Angreifer mit der Peitsche bearbeitet hatte, wurde vom Bocke herabgerissen.

Nachdem die Rotte in dieser Art gewirthschaftet, die Pferde von dem Wagen losgemacht und den in diesem lehnenden Mann mit Erde und kleinen Steinen beworfen hatte, ließ sie endlich von dem Fuhrwerke ab, brachte auf Schlemm's

Initiative dem Grafen von Slyken, den sie in dem Wagen glaubte, ein Pereat und stob dann auseinander, den Weg nach dem Schlosse einschlagend.

Jetzt wurde ein Schlag des Wagens von innen aufgerissen und ein herkulisch gebauter Mann sichtbar, der den Fuß auf die Erde setzte, indem er sagte:

„Was war das? Ein schöner Einzug das! Sollten meine sauberen Brüder meine Ankunft geahnt und den Pöbel gegen mich aufgewiegelt haben? He, Kutscher, wo seid Ihr?“

„Ich prüfe, ob alle meine Glieder ganz sind, Hochwürden!“ ließ sich die Stimme des Kutschers vernehmen. „Das war eine schöne Fahrt! Was war das nur für ein Gesindel und was wollte es?“

„So lange wir hier auf offener Landstraße stehen, werden wir der Sache schwerlich auf den Grund kommen!“ sagte der Herr, dem das Fuhrwerk gehörte, unwirsch. „Sieh zu, daß wir weiter kommen!“

„Das ist leichter gesagt als gethan!“ meinte der Kutscher. „Die Stränge sind durchschnitten

— wie soll ich anspannen? Die Wagenlaternen sind dunkel, es läßt sich nichts machen, als daß ich in das nächstbeste Haus gehe und mir Hilfe und vor Allem Licht hole. Dann wird es sich entscheiden, ob ich Hochwürden weiter fahren kann oder ob Sie zu Fuße nach Freisassenberg wandern müssen, bis wohin es eine halbe Stunde ist."

„Bleibe Du bei den Pferden und laß mich die Leute in einem der nächsten Häuser aus dem Schlafe wecken!" entschied der Mann, den der Kutscher mit Hochwürden titulirte.

Er machte sich auf den Weg, um in der Schlucht weiter vorzudringen, und war kaum dreihundert Schritte gegangen, als er sich vor einem kleinen, netten Hause befand, zu welchem ein über den Gebirgsbach geworfener Steg führte.

Die Fenster des Hauses waren erhellt; wahrscheinlich hatte der Lärm die Schläfer geweckt oder die Bewohner des Hauses waren noch gar nicht zur Ruhe gegangen.

Der Mann, dessen Reise durch die nationale Demonstration eine so unerwartete Unterbrechung erlitten hatte, ging auf das beleuchtete Haus zu und klopfte an dessen Thür.

Es dauerte nicht lange, so verdunkelten sich die Fenster der Stube und ein Riegel wurde von innen zurückgeschoben.

Die Hausthür öffnete sich und auf der Schwelle erschien ein bejahrter Mann mit einem Lichte in der Hand.

Der Mann war von Mittelgröße und hatte scharf geschnittene Züge, so weit der graue Vollbart, der das Antlitz bedeckte, dies erkennen ließ.

Der Fremde, der hier Einlaß begehrte, hatte den Mann, der ihm die Thür öffnete, kaum erblickt, als er einen Schritt zurück that.

Ueberraschung, Staunen, Verwunderung prägte sich in seinen Zügen aus. Er rieb sich die Augen und sah sein Gegenüber, das ihn unbefangen anblickte, von Neuem an und abermals machte die wiederholte Rekognoscirung einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn.

Endlich erholte er sich so weit von den Eindrücken, die plötzlich auf ihn einzustürmen schienen, daß er sagte:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, die nächtliche Störung. Ich bin der neue Guardian von Freisassenberg und war im Begriffe, mit dem Fuhr-

werke, das ich im Bahnhofe zu Drehfelden gemiethet hatte, nach dem Kloster zu fahren, als ich ganz in der Nähe Ihres Hauses von einer Rotte angefallen wurde, die es, ich weiß nicht ob auf meine Person oder auf mein Gepäck abgesehen hatte. Sie zerschnitt die Stränge der Pferde, zerschlug die Wagenfenster, schrie und tobte und verschwand dann. Ich liege im offenen Felde unter freiem Himmel und möchte Sie bitten, mir eine Leuchte zu borgen, damit mein Kutscher untersuchen kann, was sich mit dem Wagen anfangen läßt!"

„Ich habe den Lärm gehört und nicht gewußt, was er bedeute!" sagte der Andere. „Ich will eine Laterne nehmen, das Haus schließen und mit Ihnen gehen!"

„Sie sind sehr gütig!" sagte der Prior, und sobald ihn der Andere verlassen hatte, murmelte er: „ich möchte schwören, daß er es ist! Es ist sein Gesicht — die Figur scheint mir zwar etwas kleiner, aber ist er nicht vierzig Jahre älter geworden? Das Alter schrumpft ein — das Alter ändert auch den Klang der Stimme, denn auch die Stimme scheint mir eine andere. Aber das

Gesicht ist dasselbe — ich habe ihn noch vor Augen wie damals, wo er das Kloster verließ — sollte ich an der Schwelle eines großen Geheimnisses stehen, das Niemand zu enträthseln vermochte? Nun, wir wollen sehen — da ist er wieder!"

Der Eigenthümer des Hauses war mit einer Laterne bewaffnet zurückgekehrt und forderte den Guardian auf, ihm zu folgen.

Als sich Beide der Stelle näherten, wo dem Guardian der Unfall zugestoßen war, fanden sie einen anderen Wagen zur Stelle, dessen Inhaber ausgestiegen war, um zu rekognosciren.

Es war der Graf von Slyken, der mit demselben Zuge in Drehfelden angekommen war, den der Guardian benutzt hatte. Dem Umstande, daß er sich eine halbe Stunde lang in der Restauration aufgehalten, hatte er es zu verdanken, daß der Guardian einen Vorsprung vor ihm gewann und den Gellenschwangener Exaltados in die Arme lief, die ihn für den Grafen hielten, da sie keine Ahnung davon hatten, daß sich in dieser Nacht noch ein zweiter Fremdling in der Richtung von Gellenschwangen bewege.

Sobald Slyken den Sachverhalt erfuhr, bot er dem Guardian einen Platz in seinem Wagen an. Er brachte den Geistlichen nach Freisassenberg, fuhr dann nach Gellenschwangen, wo er in einem Gasthofe abstieg, und erfuhr, daß die nationalen Ultras die Fenster im herrschaftlichen Schlosse eingeschlagen hätten und ausgezogen seien, dem neuen Herrschaftsbesitzer ihre Unzufriedenheit durch eine eclatante Manifestation kundzugeben.

Viertes Kapitel.

Emerenz.

Pater Richard, der neue Guardian von Freisassenberg, verhielt sich seinen Brüdern gegenüber reservirt und beobachtend. Er hätte vielleicht gleich nach seiner Ankunft mehr Energie entwickelt, wenn das Zusammentreffen mit dem Manne, dessen Erscheinung in der Nacht seiner Ankunft in Freisassenberg einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, seinen Gedanken nicht unvermuthet eine andere Richtung gegeben und sie von den Klosterangelegenheiten abgelenkt hätte.

Das Kloster, dessen Reformator er werden sollte, war ihm mit einem Male zur Nebensache geworden. Ganz andere Interessen standen jetzt im Vordergrunde und heischten Berücksichtigung.

Der Guardian hatte dem Manne, der ihm

in jener Nacht beigestanden, einen Besuch abgestattet und war von demselben wieder in großer Aufregung zurückgekehrt. Die Frage: ist er's oder ist er's nicht beschäftigte ihn jetzt noch lebhafter als früher und er war entschlossen, sich über den Punkt so bald als möglich Gewißheit zu verschaffen.

Die Klugheit gebot vorsichtig zu Wege zu gehen.

Es gab nur einen Mann, der das hier obwaltende Geheimniß zu lösen und dem Guardian Gewißheit über die Identität der Person jenes räthselhaften Menschen, der ihm so plötzlich aufgestoßen war, mit einer Person, die vor Jahrzehenden in höchst geheimnißvoller Weise verschwunden war, zu geben vermochte — und dieser Mann, der die Sache allein aufzuklären vermochte, wohnte weit von hier.

Um ihn zur Stelle zu schaffen, mußte Pater Richard eine längere Reise unternehmen und das Kloster inzwischen sich selbst überlassen. Um dies thun zu können, mußte er aber vorerst nach Prag reisen und die Erlaubniß des kirchlichen Oberhauptes der Diözese einholen.

Der Guardian war entschlossen, die Reise trotz der vorgerückten Jahreszeit ungesäumt zu unternehmen, da zu wichtige Interessen auf dem Spiele standen. Sein Bestreben ging nur dahin, sich über die Verhältnisse des Klosters, dessen Leitung er eben erst übernommen hatte, zu orientiren, ehe er dasselbe für einige Wochen verließ. Er wollte Verläßliches über den Lebenswandel der Mönche erfahren, um darnach für die Zeit seiner Abwesenheit seine Maßregeln treffen zu können.

Er war fremd in der Gegend, kannte Niemanden und mochte auch Niemanden direkt ausfragen.

Indem er Umschau hielt nach einem Wesen, das ihn in die Situation hätte einweihen können, fiel sein Augenmerk auf ein junges Mädchen, welches in der Klosterküche kulinarische Studien machte, die ihrer Hauswirthschaft zu gute kommen sollten.

Die Kleine war ein naives Kind und ihr ließ sich wohl Manches entlocken, ohne daß sie die Absicht merkte. Von ihr konnte der Guardian selbst über den Mann, der ihn jetzt am meisten interessirte, Daten einholen, ohne daß die Sache herumkam, daß er sich für ihn interessire.

Pater Richard beschloß Emerenz — so hieß die Elevin in der Klosterküche — auszuholen. Gelegenheit sie zu sprechen bot sich ihm jeden Augenblick, da das Mädchen den größten Theil des Tages im Kloster zubrachte, um ihr Küchenwissen möglichst schnell zu vervollständigen.

Sie war nämlich Braut und sollte in vier Wochen heirathen.

Die Geschichte des Brautstandes der hübschen Emerenz war eine recht drollige und wir wollen sie hier in Kürze verzeichnen.

In einer Nacht hatte sich Emerenz in ihrem Bette aufgerichtet, um zu horchen. Es hatte ihr nämlich geschienen, als ob die Thüre zum Nebenzimmer, in welchem ihre Eltern zu schlafen pflegten, aufgegangen wäre.

Sollte es der Vater sein, der heimkam? Er pflegte oft zu ziemlich später Stunde aus dem Wirthshause heimzukehren und dann noch mit der Mutter, die ihn wachend zu erwarten pflegte, eine kurze Berathung zu halten, die immer auf brennende Familienfragen Bezug hatte.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte Emerenz von dem, was in der Stube der Eltern vorging,

keine Notiz genommen und ruhig den Schlaf der Gerechten weiter geschlafen. Wie die Sachen aber heute lagen, interessirte es sie lebhaft, wenigstens ein oder das andere Bruchstück der elterlichen Conversation zu erlauschen.

Sie hatte zu diesem Behufe bereits vorsorglich ihre Vorbereitungen getroffen und die Verbindungsthür zwischen ihrem Schlafkämmerchen und der Schlafstube der Eltern angelehnt gelassen.

Jetzt sprang sie leise aus dem Bette, schlich sich zur Thür und nachdem sie sich überzeugt, daß es des Vaters schwerer, gewichtiger Schritt sei, unter welchem die Dielen im anstoßenden Zimmer seufzten, machte sie die angelehnte Thür so weit auf, als sie es für nöthig erachtete, um bequem lauschen zu können.

Der Umstand, daß der Vater seine Entkleidung im Finstern zu bewerkstelligen pflegte, kam ihrem Vorhaben wesentlich zu Statten.

„Alter!“ hörte sie jetzt ihre Mutter, die Stimme zu einem Flüstern herabdämpfend sagen, „Alter, weißt was Neues? der Muki war hier und hat so eigenthümlich herumgeredet, als ob ihm die Emerenz zu Gesicht stünde.“

Der Horcherin klopfte, obwohl sie darauf gefaßt gewesen war, daß im heutigen Familienrathe dies Thema angeschlagen werden würde, hörbar das Herz. Sie lauschte athemlos, was und in welchem Ton der Vater antworten würde.

„Der Muki ist ein braver Mann," sagte der Vater in einem Tone, der gar nicht barsch klang, „Schade, daß er gravirt ist!"

„Gravirt?" wiederholte Emerenz bei sich selbst. „Gravirt? Was ist das? Das Wort habe ich noch nie gehört, aber es muß etwas sehr Unangenehmes sein, da der Vater im Tone tiefen Bedauerns davon spricht!"

Emerenz war ein einfaches Mädchen, welches aus Gellenschwangen nicht hinausgekommen war. Ihre ganze Bildung hatte sie aus den drei Jahrgängen der heimathlichen Volksschule geschöpft und in diesem Bildungsinstitute war auf Fremdwörter nie ein großes Gewicht gelegt worden.

Der Vater dagegen war ein belesener Mann, der, sowie es ihm sein Geschäft — er war ehrsamer Tischlermeister — irgendwie erlaubte, in den Zeitungen stak und dem Kannegießern und Politisiren sehr zugethan war.

„Jetzt aber steht der Muki ganz gut," hörte Emerenz die Mutter die nächtliche Unterredung fortsetzen. „Er hat bei der Eisenbahn eine gute Versorgung gefunden und kommt erst die Verbindungsbahn von Drehfelden nach Gellenschwangen zu Stande, so kann es leicht geschehen, daß er in Gellenschwangen selbst stationirt wird, so daß er uns Emerenz nicht entführen würde."

„Das ist Alles recht schön" — sagte der Vater — „und ich hätte nichts dagegen, wenn der Muki nur nicht gravirt wäre. Aber das bleibt immer eine schlimme Geschichte! Man kann mir's nicht verdenken, wenn ich mir's zweimal überlege, ehe ich mir einen gravirten Schwiegersohn oktroyiren lasse!"

Der Vater, der sich auf den Gebrauch von in die Politik einschlagenden Fremdwörtern, namentlich im Wirthshause viel zu gute that, war auch in diesem Augenblicke so mit sich zufrieden, daß er den imponirenden Eindruck, den er durch seine gewählten Floskeln auf seine Frau gemacht zu haben glaubte, nicht durch eine weitere Fortführung des Gespräches abschwächen zu dürfen glaubte.

Er sah die eheliche Debatte als beendet an und schlief ein.

Emerenz ihrerseits schlief schon schwerer ein.

Sie dachte und grübelte über die Worte des Vaters nach und frug sich immer wieder: was muß das mit dem Graviren sein?

Den Gedanken, die Eltern hierüber zu befragen, verwarf sie ebenso rasch, als sie ihn gefaßt hatte, da sie sich schämte, sich als Horcherin an der Wand zu bekennen.

Bei Muki selbst konnte sie auch nicht mit der Thür in's Haus fallen und zu ihm sagen: der Vater hat gesagt, Sie seien gravirt, sagen Sie mir, was ist das?

Und wen sonst konnte sie fragen?

Sie genirte sich, ihre Unwissenheit vor den Leuten bloß zu legen und dann wer weiß, welchen schrecklichen Sinn das Wort hatte?

Und doch brannte sie vor Begierde, der Sache auf den Grund zu kommen.

In Gellenschwangen lebte auch Herr Theobald Schröpfkopf, Patron der Chirurgie und Inhaber einer Offizin, in welcher er die Leute, welche

Haare lassen wollten, bediente, indem er sie rasirte und ihnen die Köpfe schor.

Während er den Gesunden nur an's Haar ging, zapfte er Leidenden in Form von Aderlässen zuerst Blut und dann Geld ab, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß es beim Rasiren ganz blutlos zuging.

Herr Theobald Schröpfkopf, der einige Jahre als Unterarzt in der Armee gedient hatte und sich seither gern Herr Doktor tituliren ließ, war ein Mann von fünfunddreißig Jahren.

Er hatte unter den Jungfrauen seiner Heimath längst Umschau gehalten, da es ihn nach den Freuden des häuslichen Lebens gelüstete.

In der letzten Zeit hatte sein Auge mit besonderem Wohlgefallen auf der achtzehnjährigen Emerenz geruht, und je mehr er sich in den Anblick der lieblichen Blondine versenkt hatte, desto kühnere Combinationen hatten sich seinem Geiste aufgedrängt. Emerenz war die einzige Tochter des wohlhabenden Tischlermeisters und ihre Mitgift wäre Schröpfkopf eine willkommene Zugabe gewesen.

Von Seite des Vaters hatte der Chirurg keine

schroffe Ablehnung zu fürchten. Er galt dem Tischler als ein studirter Mann, und der Tischler, der viel auf studirte Leute hielt, hätte sich vielleicht durch seinen Antrag noch geschmeichelt gefühlt.

Es galt also nur Emerenz für sich zu gewinnen.

In dieser Beziehung gab sich Schröpfkopf keinen Illusionen hin. Er wußte, daß sich der Eisenbahnbeamte Nepomuk Gerstner in aller Stille um das Mädchen bewerbe und daß er zu thun haben werde, den um sieben oder acht Jahre jüngeren und ungleich hübscheren Mann auszustechen. Doch ließ er den Muth nicht sinken und baute seine Zukunftspläne zumeist auf seine Schwester Apollonia, welche eine Freundin von Emerenz war.

Die beiden Mädchen verkehrten viel mit einander, und der Chirurg versäumte, so oft Emerenz seine Schwester besuchte, nie die günstige Gelegenheit, sich bei ihr möglichst angenehm zu machen.

Er suchte ihr den Aufenthalt in seinem Hause so freundlich zu gestalten, als es nur immer anging, trommelte immer noch einige Freunde und Freundinnen herbei, arrangirte mit deren Hilfe Gesellschaftsspiele oder gab Karten- und Eskamo-

teurkunststücke zum Besten; namentlich leistete er in den letzteren, wenigstens in Emerenz Augen, die nie Gelegenheit gehabt hatte, etwas Aehnliches zu sehen, Großes.

Er hatte wieder einmal einen solchen Vergnügungszirkel einberufen, da sich Emerenz bei seiner Schwester zum Nachmittagskaffee angesagt hatte.

An solchen Gesellschaftstagen widmete er sich nur mit halbem Geiste und halber Hand seinen Kunden und es kam dann nicht selten vor, daß er in der Zerstreuung Jemanden, dem er die Haare schnitt, mit der Scheere in's Ohr knipp.

Wenn er an solchen Tagen seine Offizin früher als gewöhnlich verließ, so sagte er zu dem Knaben, der bei ihm praktizirte:

„Peter, heut hast Du wieder einmal Gelegenheit, Dich zu überzeugen, was Du bei mir gelernt hast!“

Wehe dem Unglücklichen, den sein Unstern an solchen Tagen in Schröpfkopf's Offizin führte! Harmlos setzte er sich hin und bot sein Kinn und seine Gurgel dem Messer des Praktikanten dar,

der dann beide als Exercirplätze für sein eben erst im Aufkeimen begriffenes Rasirtalent ansah.

Bluttriefend verließen die Rasirten an solchen Tagen die Offizin und trugen den Ruhm des Praktikanten in alle Windesrosen.

Heute führte Schröpfkopf seine schönsten Kunststücke in's Gefecht, um auf Emerenz einen guten Eindruck zu machen. Er ließ die Karten, die sie sich gedacht, an der Wand erscheinen, er produzirte sich als Bauchredner und Magnetiseur und erbat sich zuletzt zu einem ganz außerordentlichen Kunststücke, auf welches er große Hoffnungen setzte, Emerenz Ring.

Diesen Ring wollte er auf eine geheimnißvolle Art verschwinden lassen und um ihn unsichtbar zu machen, praktizirte er ihn ungesehen in den Mund.

Aber o Himmel — plötzlich wurde er kreideweiß im Gesicht — er schnappte nach Athem — man sah ihn etwas hinabwürgen — noch eine halbe Minute und er mußte Emerenz gegenüber mit dem beschämenden Geständniß herausrücken, daß er ihren Ring verschluckt habe.

„Aber seien Sie ruhig, Fräulein,“ setzte er

trostvoll, die peinliche Eröffnung versüßend, hinzu. „Ich werde Ihnen den Ring wieder verschaffen — morgen sollen Sie ihn wieder haben!“

Mehrere Herren kicherten, die anwesenden Mädchen senkten verschämt die Augen zu Boden.

Emerenz nahm das Unglück mit vieler Fassung hin. Sie orientirte sich mit schlauem Blick und beschloß, von der Katastrophe Nutzen zu ziehen und aus ihr für sich Kapital zu machen.

Der gravirte Muki fiel ihr ein.

Gewiß wußte Schröpfkopf als studirter Mann, was das bedeute, wenn Jemand gravirt sei. Nun hatte sie Schröpfkopf um ein goldenes Ringlein gebracht, er war also jedenfalls in ihrer Schuld und hatte die moralische Verpflichtung, ihr einen Ersatz für den Verlust zu bieten, den sie durch ihn erlitten.

Sie wartete einen Augenblick ab, wo die übrigen Anwesenden anderweitig beschäftigt waren, um sich Schröpfkopf in unauffälliger Weise zu nähern und ihm zuzuflüstern:

„Sie haben mich um einen Ring gebracht, Herr Schröpfkopf, machen Sie es gut, indem Sie mir etwas von Ihrem Wissen mittheilen!“

„Ich stehe Ihnen ganz zu Befehl, liebes Fräulein, wenn ich auch, was den Ring anlangt, auf meine frühere Versicherung zurückzukommen und zu wiederholen mir erlaube, daß Sie ihn unversehrt zurückerhalten sollen!“

Emerenz lächelte ungläubig und sagte dann, die Verlegenheit, die sie im entscheidenden Augenblick befiel, gewaltsam niederkämpfend:

„Sagen Sie mir, Herr Schröpfkopf, haben Sie schon etwas von gravirten Menschen gehört?“

„Von gravirten Menschen?“ wiederholte der Chirurg befremdet und sah das Mädchen mit einem Blicke an, der einen leisen Zweifel an dessen geistiger Zurechnungsfähigkeit einschloß.

„Ja, von gravirten Menschen!“ erwiderte Emerenz hastig, indem sie tief erröthete. „Ich habe heute in einem Buche von einem Menschen gelesen, der gravirt war und möchte gern wissen, was das bedeutet?“

Dem Chirurgen ging plötzlich ein Licht auf. Die augenfällige Verlegenheit, in welcher sich Emerenz befand, hatte ihm dasselbe aufgesteckt.

Muki fiel ihm ein. Er war in die Verhältnisse des Eisenbahnbeamten eingeweiht und wußte,

daß von früher her ein politischer Makel auf ihm haftе, daß er zu dem in Oesterreich so weit verzweigten Geschlechte der Gravirten gehöre.

Ohne Zweifel, sagte er sich, hat auch Emerenz von der Sache etwas in Erfahrung gebracht; sie hatte etwas läuten hören und wollte sich nun orientiren. Daher die im ersten Augenblick so befremdliche Frage.

Der Chirurg combinirte sofort weiter, daß sich aus der Unwissenheit des Mädchens vielleicht ein Vortheil ziehen lasse. Wenn es ihm gelänge, Emerenz gegen seinen Nebenbuhler einzunehmen, so hätte er kein übles Geschäft gemacht.

„Sie scherzen, Fräulein Emerenz!“ sagte er im unbefangenen Ton. „So gewiß Sie wissen, was das heißt, etwas in ein Petschaft oder in einen Ring zu graviren, ebenso gewiß wissen Sie auch, was das ist, ein gravirter Mensch!“

Emerenz entfärbte sich.

Sie begann Schlimmes zu ahnen — viel Schlimmeres, als sie sich ursprünglich gedacht.

„Haben Sie nie etwas davon gelesen, daß sich Menschen tätowiren?“ nahm Schröpfkopf wieder das Wort.

„Ich erinnere mich,“ stammelte Emerenz mit stockendem Athem, „in einem Lesebuche von Wilden gelesen zu haben, die sich die Haut bemalen, und bunte Farben und Zeichnungen in dieselbe einätzen.“

„Nun sehen Sie!“ rief Schröpfkopf triumphirend, „das nennt man tätowiren oder graviren. Wie man einem Petschaft einen Namenszug eingravirt, so gibt es Menschen und nicht blos Wilde, welche ihrer Körperhaut abenteuerliche Zeichnungen eingraviren. Die Wilden bemalen und ätzen auf diese Art ihr Gesicht — Andere bringen solche Hautgravirungen auf den Armen oder an der Brust an — aber was ist Ihnen, Fräulein Emerenz? Sie haben sich gewiß recht lebhaft vorgestellt, wie abscheulich sich beispielsweise ein auf der Brust eingravirter Todtenkopf ausnehmen müsse!“

Emerenz war in der That todtenbleich geworden und fühlte sich fast von einer Ohnmacht angewandelt.

Sie begriff mit einem Mal die Abneigung ihres Vaters gegen einen gravirten Menschen und dachte nur mit Grauen an Muki.

Sie mußte sich Gewalt anthun, um ihre Aufregung zu bemeistern.

Der Chirurg lachte in sich hinein und war überzeugt, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen und eine Kluft zwischen Emerenz und den Eisenbahnbeamten geworfen habe.

Emerenz war fortan ungewöhnlich traurig und ging Muki auf jede erdenkliche Art aus dem Wege.

Alle seine Annäherungsversuche wußte sie geschickt zu pariren — aber diese Scheu vor ihm hinderte nicht, daß er ihr immer im Sinne lag.

Manchmal war sie sogar nahe daran, ihm gegenüber mit der Farbe herauszurücken und ihn direkt zu fragen, ob er wirklich tätowirt oder gravirt sei und einen farbigen und eingeschnittenen Todtenkopf auf der Brust oder auf den Armen habe.

Schröpfkopf hatte das Seinige dazu beigetragen, ihr solche „gravirte“ Menschen im schauerlichsten Lichte zu zeigen.

Er hatte ihr wirklich am folgenden Tage den Ring, den sie für verloren gehalten, zurückgebracht, über den geheimnißvollen Vorgang aber,

wie er wieder zu Tag gekommen, kein Wort verloren. Dagegen hatte er einige Abbildungen von tätowirten Wilden mitgebracht, welche Emerenz das Haar sträuben machten.

Von dem Gedanken, Muki selbst in einer so delikaten Angelegenheit auf den Zahn zu fühlen, war Emerenz bald wieder abgekommen, dagegen kräftigte sich mit jedem Tage mehr der Entschluß in ihr, dem Geheimnisse auf einem Umwege auf die Spur zu kommen.

Sie liebte Muki aufrichtig und tief, und die Ungewißheit, was es mit ihm eigentlich für eine geheimnißvolle Bewandtniß habe, nagte an ihr.

Die alte Frau, welche Muki bediente, war Emerenz sehr ergeben, da sie vor vielen Jahren als Kindsfrau in dem Hause des Tischlers gelebt und die kleine Emerenz auf den Armen getragen und gleichsam ins Leben eingeführt hatte.

Auf die Anhänglichkeit der alten Frau, von der sie wußte, daß sie ihr nichts abschlagen könne, baute Emerenz ihren Plan.

Sie verschaffte sich Opium und begab sich damit zu der alten Frau.

„Liebe Katta," sagte sie in einschmeichelndem

Tone zu derselben, „ich habe eine Bitte an dich. Ich bin dem Muki gut —"

„Das freut mich!" fiel die Alte dem Mädchen ins Wort. „Muki ist ein seelenguter, braver, ehrlicher Mann, mit dem Sie sehr gut fahren würden."

„Glaubst Du, Katta? Nun siehst Du, ich habe mir dasselbe gedacht. Aber es kommt doch Alles darauf an, ob er mich liebt!"

„Ich glaube, daß das der Fall ist. Er spricht oft von Ihnen, erkundigt sich fast täglich bei mir, wie Sie als Kind ausgesehen, was Sie als solches gemacht hahen, ob Sie immer so gut und hübsch waren, wie Sie jetzt sind — mit einem Wort, er scheint Ihnen gut zu sein!"

„Wirklich?" fragte Emerenz erröthend. „Aber das ist doch nur Vermuthung und Du kannst mir's nicht verargen, wenn ich Gewißheit zu haben wünsche. Zu der kannst Du allein mir verhelfen!"

„Ich?" fragte die Alte verwundert.

„Ja, Du! Siehst Du dieses Fläschchen?"

„Mein Gott — was ist in dem Fläschchen?"

„Hast Du noch nie von einem Liebestrank gehört?"

„Ich erinnere mich gehört zu haben, daß es Tränke geben soll, die den, der sie einnimmt, in die Person verliebt machen, die ihm den Trank gereicht hat. Was Sie da in der Hand halten, ist doch nicht solch ein Liebestrank!"

„Er ist's! Und Du sollst mir helfen, ihn Muki beizubringen. Dann wird sich's zeigen, ob er mich wirklich liebt. Ist, wie Du glaubst, ein Funken einer Neigung zu mir in seiner Brust vorhanden, so wird der Trank dies Gefühl zur Leidenschaft anfachen. Muki wird sich erklären und ich werde mit ihm glücklich werden."

„Aber wie kann ich etwas dazu thun?" fragte die Alte.

„Du bereitest Muki das Frühstück — nicht wahr?"

Die Alte bejahte.

„Nun siehst Du, die Gelegenheit mir zu helfen ergibt sich von selbst. Du läßt mich an Deiner Stelle morgen den Kaffee für Muki bereiten — ich mische etwas von dem Tranke darein.

und vierundzwanzig Stunden später weiß ich, woran ich bin."

Die Alte hatte nichts einzuwenden. Sie freute sich im Gegentheil, Emerenz einen Dienst erweisen zu können und an der Probehaltigkeit des Liebestrankes auch nur einen Augenblick zu zweifeln, fiel ihr nicht ein. Sie war von Haus aus abergläubisch und hatte sich schon als Kindsfrau so in die Märchen- und Sagenwelt eingelebt, daß ihr nichts abenteuerlich genug war und sie an Alles glaubte, was geheimnißvoll klang.

Am folgenden Tage wußte Emerenz unter einem schicklichen Vorwande zu früher Stunde aus dem väterlichen Hause fortzukommen.

Muki hatte keine Ahnung, von welchen Händen diesmal ausnahmsweise sein Morgenkaffee bereitet worden war. Er fand zwar, daß er etwas ungewöhnlich schmecke, nahm jedoch keinen Anstoß daran und trank ihn in der gewohnten recht ausgiebigen Quantität herzhaft hinunter.

Aber kaum hatte er den Kaffee hinabgeschlürft, so fühlte er sich von einer Schläfrigkeit befallen,

gegen die er vergeblich ankämpfte. Die Augenlider klappten zu, und ehe er sich dessen versah, lag er von einem bleiernen Schlafe befallen auf dem Divan.

Einige Minuten später näherte sich Emerenz dem Schläfer.

Es war ihr nicht schwer geworden, der alten Dienerin begreiflich zu machen, daß um den Liebestrank wirkungsfähiger zu machen, die Person, die ihn bereitet habe, sich dem in Schlaf Dahingesunkenen, von ihm ungesehen, zeigen müsse.

Hochklopfenden Herzens schlich sich Emerenz zu dem Schlafenden heran — der entscheidende Augenblick war gekommen und sie sah, aufs äußerste gespannt und aufgeregt, die Lösung des Geheimnisses herannahen, das sie in der letzten Zeit ausschließlich beschäftigt hatte.

Schüchtern trat sie an den Schläfer heran und streckte die zitternde Hand aus, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob er wirklich tätowirt, oder, wie der Vater sich ausgedrückt hatte, gravirt sei.

Als sie schon im Begriffe war, die Knöpfe,

welche das Hemd des Schläfers über der Brust schlossen, aufzunesteln, zuckte sie noch einmal zurück, weil sie fürchtete, im nächsten Augenblicke den der Haut eingeätzten Todtenkopf zu sehen.

Aber bald faßte sie wieder Muth, griff herzhaft zu und stieß alsbald ein Ah freudiger Ueberraschung aus erleichteter Brust heraus, da sie sah, daß auf der Brust des Schläfers keine Spur von einem eingravirten Todtenkopfe oder sonstige abenteuerliche Zeichnungen zu finden seien, wie sie Schröpfkopf im Auge gehabt.

Wesentlich beruhigt machte sie sich daran, den Arm des Schläfers aufzustreifen, da Schröpfkopf auch von Armgravirungen gesprochen hatte.

Aber auch der Arm zeigte keine Spur einer Tätowirung.

Freudig bewegt verließ sie die Wohnung Mukis.

Sie war kaum zu Hause angelangt, als der Vater aus der Werkstatt in die Wohnstube trat und zu der Mutter sagte:

„Eben ist mir's eingefallen! Ich wußte gestern

Abend, daß ich mir im Wirthshause vorgenommen hatte, Dir etwas mitzutheilen — aber ich konnte nicht darauf kommen!"

„Hast wahrscheinlich ein Gläschen über das gewohnte Maß getrunken!" neckte die Mutter.

„Kannst Recht haben! Also paß auf! Gestern hat die Zeitung die Nachricht gebracht, daß der Kaiser Muki alle Folgen seiner Verurtheilung nachgesehen hat!"

„Was Du sagst!" schrie die Tischlerin in freudiger Bewegung auf. „Ist Muki also nicht mehr gravirt?"

„Ist Muki wirklich nicht mehr gravirt?" ließ sich in diesem Augenblick noch eine zweite Stimme vernehmen.

Sie gehörte Emerenz an, welche der Unterredung der Eltern mit steigender Spannung gefolgt war und nun mit feuerrothem Gesichte herzusprang.

Plötzlich war ihr eine Ahnung aufgegangen, was die räthselhaften Worte bedeuteten, die der Vater über Muki gebraucht nnd hinter denen sie etwas so Geheimnißvolles und Schreckliches gewittert hatte.

Der Vater sah das Mädchen verwundert an und fragte:

„Was hast Du denn, daß Du so aufgeregt bist?“

Emerenz schwieg einen Augenblick verschämt, sie kämpfte mit sich selbst, ob sie ihren Eltern Alles sagen, oder zu einer Ausflucht greifen sollte.

Endlich entschied sie sich für das Erstere.

Der Vater konnte sich, nachdem er Emerenz Geständniß angehört hatte, vor Lachen kaum aufrecht erhalten.

Er begab sich in Mukis Wohnung und fand denselben noch in tiefem Schlafe.

Er traf Anstalten, daß die Collegen Mukis seine amtlichen Funktionen für die Dauer des Tages übernahmen, dafür lud er sie zum Abend zu einem kleinen Familienfeste ein.

Worin dieses Fest wohl bestand, brauchen wir nicht erst dem Leser zu sagen.

Muki erwachte, nachdem er den Schlaftrunk verwunden, den ihm Emerenz credenzt, zu einer schönen Wirklichkeit und am Abend klangen im Hause des Tischlers die Gläser fröhlich zusammen,

als man das Brautpaar hochleben ließ und dann noch einmal die Gesundheit des nicht mehr „gravirten“ Muki ausbrachte.

Emerenz lehnte sich mit glühendrothem Gesichte an Muki, als der Vater den letzterwähnten Toast ausbrachte und sein Kind lachend ansah.

Fünftes Kapitel.

Ostende.

Emerenz hatte in ihrer Herzenseinfalt dem Guardian, wie man zu sagen pflegt, reinen Wein eingeschenkt. Sie hatte ihn in die mitunter pikanten Klostergeschichten eingeweiht und er wußte nun, was man sich in Gellenschwangen von dem Pater Florian und von dem Frater Amand erzähle und was man über die anderen Väter und Brüder munkelte, wenn auch nicht die Sage bei allen Märchen dieselben festen Formen annahm, wie bei den zwei obengenannten, welche die räudigsten Schafe der Heerde zu sein schienen.

Auch über den Mann, der den Guardian vor allen Anderen interessirte, hatte ihm Emerenz mitgetheilt, was man in der Gegend über ihn wußte. Das war allerdings nicht viel. Er hatte

sich vor ungefähr zehn Jahren in der Gegend angesiedelt und ein sehr zurückgezogenes Leben geführt. Man wußte nicht recht, woher er gekommen war und wovon er lebe. Er hatte einen in bester Form ausgefertigten amerikanischen Paß, in welchem er als Privatier figurirte. Er erneuerte den Paß, so oft die Giltigkeit desselben zu erlöschen drohte, und da seine Papiere in Ordnung waren und er selbst friedlich und ohne irgendwie in politischer oder socialer Beziehung Anstoß zu erregen lebte, so legte man seinem Aufenthalte in der Gegend kein Hinderniß in den Weg und ließ ihn ruhig sein Geld in der Thalschlucht zwischen Gellenschwangen und Freisassenberg verzehren, aus welcher er selten herauskam. Wenn er seine Wohnung verließ, um nach Gellenschwangen oder Freisassenberg zu gehen, so trug er sich einfach nach Städterart, und da er auch das Deutsche geläufig sprach, so kümmerte man sich, wo er auch eben auftrat, wenig um ihn und nannte ihn nur den Amerikaner.

Das Wenige, was Emerenz dem Guardian über den Amerikaner zu sagen vermochte, schwächte sein Interesse an der Person des Amerikaners nicht ab.

Es stimmt wohl nicht, sagte der Guardian zu sich selbst, daß er erst zehn Jahre in hiesiger Gegend ist; aber das ist Nebensache, er kann sich früher anderweitig umhergetrieben haben. Die Hauptsache ist, daß er überhaupt hier ein Fremder und zugewandert ist. Mit Amerika kann es seine Richtigkeit haben wie mit dem Passe, er braucht darum noch eben kein geborener Amerikaner zu sein. Und diese Aehnlichkeit — diese Aehnlichkeit! Es ist kaum zu denken, daß sich zwei Menschen so ähnlich sehen sollten! In die Sache muß Licht kommen und zwar ohne Aufschub.

Der Guardian versammelte seine Brüder und theilte ihnen mit, daß er den Zuständen des Klosters seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet habe. Was er vorgefunden und entdeckt habe, das vermöge ihn nur in sehr geringem Grade zu erbauen und er sei entschlossen, eine Reise nach Prag zu unternehmen, um den Kirchenobern Bericht zu erstatten und seine Anträge zu formuliren. Er fordere seine Brüder auf, bis zu seiner Rückkehr, die nicht lange auf sich warten lassen würde, strenge Zucht zu halten; um aber jene Elemente,

welche sich als die zuchtlosesten erwiesen hätten, für die Dauer seiner Abwesenheit unschädlich zu machen, so verordne er den Zellenarrest über den Pater Florian und den Frater Amand.

Diese Ansprache des Guardians erregte die größte Sensation und Niemand wagte es, Einsprache gegen dieselbe zu erheben.

Beruhigt in Betreff des ihm unterstehenden Klosters reiste der Guardian ab, um sich zunächst in Prag bei dem Vorsteher der Kirchendiözese Urlaub zu holen. Er theilte dem Kirchenobern nicht mit, was ihn so plötzlich von dem Kloster, dessen Leitung er kaum angetreten, fort und in die Welt treibe; er beschränkte sich darauf, ihm anzuvertrauen, daß es sich um wichtige kirchliche Interessen handle, über die er sich im Augenblick nicht eingehender aussprechen könne, da er sich über die Sache vorerst mit dem Ordensgeneral in Rom auseinandersetzen müsse und es sich zunächst überhaupt nur darum handle, die Spur eines unaufgeklärten Geheimnisses zu verfolgen, das seinen Orden wesentlich berühre.

Da der Guardian ein Mann war, welchem man unbedingt vertrauen konnte und welcher der

Kirche bereits wesentliche Dienste geleistet hatte, so nahm der Vorsteher der Diözese keinen Anstand, ihm den erbetenen Urlaub zu bewilligen.

Ueber das Ziel seiner Reise befragt, nannte Pater Aichard Ostende als solches und stellte seine Rückkehr für die nächsten vierzehn Tage in Aussicht.

Es war um die Mitte November, als der Pater Guardian in Ostende ankam.

Wer Ostende nur im Sommer gesehen hat, der erkennt es im Spätherbste und im Winter, wenn das Meer seine Wogen über den Damm weg bis in die Straßen der Stadt wirft, nicht wieder.

Ostende im Sommer — welch' ein Leben, welch' eine Abwechslung, welch' ein Gemisch von schönen Frauen, glänzenden Toiletten, Meeresleuchten, Wellenschaum und Abendsonnengold!

Es ist so zu sagen nur ein Damm, auf welchen man beschränkt ist — aber auf diesem Damm bewegen sich zu jeder Tagesstunde andere Leute, und das Meer, welches diesen Damm bespült, bietet mit jeder Stunde, mit jeder Minute neue Erscheinungen — jetzt liegt es so ruhig und fast

leblos da wie ein riesiger Teich und den Horizont grenzen wie eine reguläre Kette dreißig, vierzig Fischerbarken ab, deren weiße Segel weithin leuchten. Zwischen den Segeln steigt es auf wie ein leichtes Kräuseln — das ist die Spur des Dampfers, der von London kommt und den man noch nicht sieht. Dann wieder bäumt sich dieses noch vor wenigen Stunden so glatte Meer und wirft seine Spritzwellen haushoch und der weiße Schaum zerfließt erst zu den Füßen derer, die den Damm entlang wandeln. Und des Abends dieses wunderbare Leuchten, die bläulich angehauchten Silberstreifen, die rastlos hin und her gaukeln — taucht man die Hand in's Meer, so glüht und leuchtet sie, nimmt man den Sand in die Hand, so glaubt man Feuer zu halten, schlägt man mit einem Stocke in das Wasser, so entsteht ein blitzartiges, bläuliches Feuer, herrührend von den tausend leuchtenden Thierchen, die jede Welle bei milder Jahreszeit und unter dem Einflusse einer gewissen Temperatur an die Oberfläche wirft.

Um das ewig reizvolle Meer dreht sich in Ostende im Sommer Alles — ihm strebt Alles

zu — seinetwegen sind ja Alle da! Wenn man dem Waggon entsteigt, so wird man von Jungen angefallen, die Einem das Meer zeigen wollen — für fünf Centimes! „Muschier,“ heulen diese biederen Flamänder, das Flämische und Französische bunt durcheinander werfend, „Muschier, un potier de café — je vous montrerai le mer!“

Man taucht in das bunte Leben der Rue la Chapelle, welche in einer langen, geraden Linie dem Meere zustrebt — da wimmelt und krabbelt es von tausend Spaziergängern, welche alle dem Meere sich zudrängen, kaum daß sie einen Blick haben für die zum Theil glänzenden Auslagskästen, welche rechts und links die Vorübergehenden anlocken.

Und nun ist man auf dem Damme — zu beiden Seiten ein Gewimmel von Menschen, eine Reihe eleganter Etablissements. Hier der Cursaal mit seinen glänzenden Räumen, zu jeder Tagesstunde von Tausenden theils besetzt, theils umwogt, weiter der nicht weniger comfortable Cercle de Bains, das Eldorado der Kinderwelt, für welche daselbst Bälle veranstaltet werden, unmittelbar daneben der Pavillon de dunes und

der Pavillon du Rhin und an ihn sich lehnend die Pavillons des Königs und des Herzogs von Brabant. Auf der anderen Seite der glänzende Pavillon royal, der Pavillon du Phare, der Austernpark und dahinter hoch aufragend und gleichsam den Hafen beschattend der Leuchtthurm mit dem Brückenkopf, der weit in's Meer hineingeht.

Wenn das Meer zurückgetreten ist und die Düne bloßliegt, schiebt die Gesellschaft ihre Vedetten auf den Sand vor. Hunderte lassen sich ihre Stühle bis dicht an's Meer tragen, um die Seeluft aus erster Hand zu haben. Kinder krabbeln im Sande umher, wühlen sich bis an den Hals in denselben ein, schaufeln ihn zu Wällen auf, und sind sie dieser Arbeit überdrüssig, so besteigen sie einige der vierzig, fünfzig Esel, die stets dienstbeflissen am Strande stehen, und jagen, so weit man auf einem Esel überhaupt jagen kann, nach Mariakerk hin, einem Dorfe, das eine Viertelstunde von Ostende entfernt malerisch am Strande daliegt. Die Badenden stürmen auf die Karren zu, deren vier- bis fünfhundert permanent in Function sind. Oft steht eine ganze Wagenburg in der See und in einer langen

Kette ragt Kopf an Kopf aus dem Meere her-
vor. Ab und zu geschieht es, daß ein Kopf ver-
schwindet, alsbald ist halb Ostende in Bewegung.
Die Baigneurs werden aufmerksam, „der ver-
drink" ruft einer dem andern flämisch zu und
trab, trab marschiren sie in's Meer, dem mit
den Wogen Ringenden zu Hilfe. Ihnen nach
andere, ehe zehn Secunden vergehen, haben alle
Baigneurs ihe Functionen eingestellt und waten,
bis an den Hals unter dem Wasser, suchend im
Meer umher. Der Kopf des Bedrohten taucht
auf — von dem Damme schreien tausend Leute
angsterfüllt: Dort — dort — und strecken die
Hände nach der Richtung aus, wo der Kopf zum
Vorschein kam. Die Gefahr steigt; jetzt treten
die Kutscher in Action. Sie spannen die schwe-
ren flämischen Pferde wie auf ein Tempo von
den Badekarren aus und trab, trab, trab geht es
in's Meer. Das Wasser steigt den Thieren bis
an den Hals, aber sie traben fest weiter. Zwan-
zig, dreißig Pferde arbeiten so im Meer — die
Zuschauer auf dem Damme athmen kaum mehr
vor Angst und Spannung. Jetzt kommt der
Rettungskahn, er wird breiträderig, wie er ist,

in's Meer gefahren, sechs Mann springen hinein, Stricke vor, Pferd abgespannt, Ruder an — und nun arbeiten Kahn, Baigneurs, Pferde um die Stelle herum, wo man den Bedrohten vermuthet — die Kutscher theilen die Fluth mit ihren Peitschen, die an ihren Endpunkten Haken haben — jetzt taucht ein Kopf auf — ein Baigneur wirft sich auf ihn und erfaßt ihn beim Haar — der Ertrinkende versteht den Ruf der Kutscher, er klammert sich an den Schweif des Pferdes — er ist gerettet. Man bringt ihn an's Ufer, todtenbleich wankt er, von den rothcostümirten Baigneurs umgeben und geführt, dahin.

Und nun wandeln sie den Strand entlang, meerentstiegen, die schönen Frauen von Ostende! Das Haar wallt aufgelöst den Nacken und Rücken entlang, der Kopf verschmäht jede Bedeckung unter dem kokett aufgeschürzten Kleide sieht die blendendweiße Spitze, das rothe Unterkleid und zuweilen ein Fuß hervor — ein Fuß — daß man tausend Augen hätte und an jedes zwei Binokeln annageln könnte!

Allmählig gruppirt sich das Leben um die Frühstückstische. Man macht die Entdeckung,

daß auch die schönsten, weißesten Zähne, die vielleicht oft von schmachtenden Seladons als Elfenbein besungen wurden, tüchtig kauen können. Das Seebad thut seine Wirkung; in der Gegend des Cursaales, des Dünenpavillons und des Pavillons du Rhin arbeiten Hunderte mit fieberhafter Hast, um den Thee, Kaffee, die Beafsteaks und Austern ihrem Magen einzuverleiben und Pale-Ale oder Sherry ihrem Blute zu assimiliren. Hat der Magen, was ihm gehört, so wendet man sich vielleicht gestärkt der Estacade zu und wandert bis zum Brückenkopfe. Hier ist man mitten im Meere, sieht die Dampfer ein- und auslaufen, Barken jagen dem Meer zu oder flüchten sich in den Hafen, und ist das Meer stürmisch, so kehrt man nie vom Brückenkopfe zurück, ohne eine tüchtige Douche erhalten zu haben, weil das Meer bei der Fluth seine Wogen nicht selten über die Estacade hinüberwirft.

Während die Frauen dem Brückenkopfe zusteuern oder den Damm und Strand entlang wandeln, von Courmachern umplänkelt, von Bewunderern umkreist, werfen sich die Zeitungswölfe auf die Journale des Cursaales und schauen

jene, die bereits gebadet haben, denen zu, die erst jetzt den Fluthen zusteuern. Hier wagt sich eine Dame, die offenbar zum ersten Mal badet, an der Hand der robusten, wettergebräunten Baigneuse nur zitternd und zagend in's Meer. Und als die Welle ihren Fuß umspült, als ihr die Baigneuse den ersten Kübel Seewasser über Kopf und Nacken gießt und ihr so die Meertaufe gibt, da klappert die romantesk costümirte Schöne mit den Zähnen, und sich schüttelnd und an allen Gliedern zitternd, jammert sie flehend: „ein Bischen warmes Wasser!“ Die Seeroutiniers nebenan lachen — sie tanzen, acht Mann hoch, Herren und Damen untereinander, eine Quadrille im Meere. Zuweilen kommt eine mächtige Woge und deckt die ganze Quadrille zu. Nebenan werden von dem rothbehemdeten Baigneur zwei Kinder, die auch zum ersten Mal mit dem Meer Bekanntschaft machen, in die Fluthen geschleppt. Das Schreien und Wimmern nützt den verwöhnten Geschöpfen nichts — der Baigneur hält jedes in einer Hand und streckt sie der nächstbesten Welle in den Rachen, dann einer zweiten, einer dritten und ehe die kleinen Schreihälse nur zur

Besinnung kommen, haben sie das erste Seebad überwunden. Jetzt entsteigt ein herrlich gebautes Weib dem Badekahn, hundert Binokeln richten sich auf sie und sie weiß es. Sie bewegt sich mit einer Koketterie im Meere, welche die allgemeinste Sensation erregt. Man erkennt auf den ersten Blick das Metier. Das Bad und das auffällige Benehmen in demselben ist das Aushängeschild, welches seinen Zweck selten verfehlt. Wer zwanzig Napoleons zuviel in der Tasche hat, kann sie los werden. Nähert Euch der schönen Circe, und man wird Euch andeuten, daß man Besuche empfängt für zwanzig, dreißig Napoleons. Manchmal nennt man im Billet die runde Summe von fünfzig Napoleons. Mein Gott — Ostende liegt mitten inne zwischen Brüssel, Paris und London, und wenn die Demimonde dieser drei Städte im August nach Ostende auf Gastrollen geht, dann muß sich der Ausflug eben auszahlen. Der Schauspieler, der zu Hause viertausend Gulden ganzjährige Gage hat, verlangt als Gast für einen Abend vierhundert Gulden.

Und nun ist's Mittag in Ostende. Mittag? Wann und für wen? Für die deutsch und bür-

gerlich eingerichteten Mägen um zwei, für die nach französischer Uhr aufgezogenen und verwöhnten Magen, für die Aristokratie und haute finance um fünf Uhr.

In den Hôtels speist die misera contribuens plebs, selbst im Rocher du Cancale tafeln nur „Unterthanen", die Souveraine aber und die Mitglieder regierender Häuser diniren im Pavillon Royal. Hier tafeln die Könige und Prinzen und auch der König von Belgien kommt mit seinen zwei Söhnen und seiner Schwiegertochter, der Erzherzogin, nach dem Pavillon Royal zum Diner, wenn er sich in Ostende aufhält. Wer den ungemein schlicht aussehenden Mann nicht kennt, würde ihn für einen ehrsamen Bürger aus Gent oder sonst einer Mittelstadt halten. Er, den Alle so ehrfurchtsvoll grüßen, ist der Einfachste von Allen. Der abgenützte schwarze Gehrock hat einen veralteten Schnitt, der Hut, der schwarze, wie der weiße, ist abgegriffen und vom Regen durchfurcht. Jedes seiner Haare sträubt sich in die Höhe, die Hutmacher werden sagen, der gute König sei ein schlechter Consument.

Wie der alte Mann in Ostende so langsam

hinschlendert und sich des sonnigen Tages freut, wird er von allen Seiten gegrüßt, wie ein alter lieber Bekannter. Alle Welt freut sich ihn zu sehen, der Soldat salutirt ohne stehen zu bleiben und seinen Körper in eine strammere Haltung zu werfen, der biedere Flamänder stößt, indem er seinen Hut lüftet, seine Ehehälfte an und sagt mit breitem behäbigem Lächeln: der gute König!

Und wenn er sich durch das Gedränge beim Cursaale geduldig hindurchwindet, entblößen sich die Häupter und die schönen Frauen, die zu Hunderten dasitzen, neigen ihre Köpfe und grüßen mit ihrem schönsten Lächeln. Dann setzt sich der alte Mann wohl auf den ersten besten Stuhl, zieht sein Lorgnon heraus und mustert die Vorübergehenden. Jetzt sieht er drüben am andern Ende im dichtesten Gewühl seine beiden Söhne, den Herzog von Brabant und den Grafen von Flandern sitzen, die ihn noch gar nicht bemerkt haben. Er erhebt sich und windet sich durch das Menschengewühl zu seinen Kindern hindurch. Sobald die seiner ansichtig werden, erheben sie sich ehrfurchtsvoll und bieten ihm ihre Plätze an.

Der Herzog von Brabant hält seinen lichten

Sonnenschirm, einen en-tous-cas, schützend über des Vaters Haupt — er selbst geht ohne diesen Schirm nie aus und spannt ihn stets als Schutzmittel gegen die Sonnenstrahlen aus. Der Herzog hat eine lange gestreckte Gestalt und ein ungemein wohlwollendes Gesicht, welches von einer gewissen Blässe angekränkelt scheint. Er war bekanntlich brustleidend und mußte in früheren Jahren die milde Luft Aegyptens auf sich einwirken lassen. Ein dunkler Vollbart umrahmt sein längliches Gesicht. Er scheint kurzsichtig zu sein, weil er oft zu dem kleinen runden Glase greift, das an einer Schnur vom Halse herabhängt, während die Lenden mit in einem Ledeetui steckenden Binokeln gegürtet sind. Er scheint sich ebenso gut wie sein alter Vater, wie seine zwei blühenden Kinder, wie seine reizende Gemahlin und wie sein Vetter, der König von Würtemberg, in des Meeres allernächster Nähe zu gefallen. Oft sitzt der König stundenlang auf der Düne, den Stuhl bis dicht an die Fluth gerückt, und des Abends fährt er im Vierspänner so dicht am Meere dahin, daß die vier Rappen zu thun haben, den in den weichen Sand einsin-

kenden Wagen fortzubringen, und daß die Meereswelle nicht selten über ihre Hufe hinschlägt. Der Herzog von Brabant aber sitzt an schönen Tagen am liebsten auf dem Brückenkopfe, der einen tiefen Einschnitt in's Meer bildet, so daß man dort gleichsam mitten im Meere und doch auf festem Lande ist. Da gleiten die Dampfer und die leichten Segler und Fischerbarken, aus dem Hafen in's offene Meer steuernd, an Einem vorüber und kreischend fliegt ab und zu ein Zug Möven über die Häupter dahin.

Während der künftige König der Belgier auf dem Brückenkopfe seine Siesta hält und die frische Seeluft mit vollen Zügen schlürft, fährt seine Gemahlin, die Erzherzogin, in einem mit vier niedlichen Ponny's bespannten Miniaturwagen über die Düne hin, selbst kutschirend, den Jockey hinter sich. Und auf der Düne selbst spielen ihre Kinder, ein Mädchen von zehn und ein Knabe von acht Jahren. Sie haben unterhalb des königlichen Pavillons ein kleines Zelt, in welchem die Erzieherin sitzt und liest, während die Kinder den Sand aufschaufeln, Wälle erbauen und allerlei Allotria treiben und sich mitunter ganz artig

katzbalgen. Wenn sie des Vaters ansichtig werden, der langsam über die Düne schlendernd vom Brückenkopf daherkommt, so setzen sie sich in stürmische Bewegung, laufen ihm entgegen, klammern sich an ihn an, liebkosen ihn und folgen ihm nach dem Pavillon.

Die eigentliche Ausrückung en pleine parade findet aber in Ostende erst am Nachmittag statt. Da werden die großen Toiletten in's Gefecht geführt und Roben, spitzenübersäet, die sechs bis achttausend Francs kosten, sind keine Seltenheit. Wer ein Plätzchen im oder unter dem Cursaale erhaschen kann, schätzt sich glücklich; die Anderen wimmeln zwischen den zwei Gassenfronten, welche sich aus tausend schönen und geputzten Frauen gebildet haben, auf und nieder und das Gedränge ist an dieser Stelle zwischen sieben und acht Uhr, wenn die Militärmusik im Cursaale spielt, so groß, daß man nur schiebend und geschoben weiter kommt.

Sobald aber die neunte Stunde naht, springen die tausend Frauen, die sich hier zwei Stunden mit bewunderungswürdiger Ausdauer von der Seeluft durchblasen ließen, wie von der Ta-

rantel gestochen auf und fliegen in's Casino auf den Ball.

Gegen Mitternacht lehnen in den luxuriös eingerichteten Nebensälen kosende Pärchen tanzermüdet in den Winkeln; zuweilen kommt man dazu, wie sich zwei Hände trennen, die in einander gelegen haben — mitunter sogar Lippen, die an einander gelegen haben ... Der Tag ist um ... der morgige aber ist wie der heutige ... vor dem Genuß, vor der Ausnützung des Augenblicks tritt Alles zurück ... Ostende im Sommer ist aber ein Capua für den Geist, ein Ort für Schlaraffen ....

Sechstes Kapitel.

Im Namen der Kirche.

Wie so ganz anders sah Ostende aus, als der Guardian jetzt dort ankam.

Er mußte zwei Tage warten, ehe er sich nur überhaupt auf den Damm wagen durfte, so wütheten die Spätherbststürme. Sie hatten eben die Estacade, die höchst solid construirt und eine Achtelmeile lang war, aus dem Meere herausgehoben und in die Straßen von Ostende getragen. Das Meer war den Damm emporgestiegen, hatte die massive Brücke weggerissen, die den Damm mit der Stadt verbindet, hatte den Cursaal umfluthet, den Damm unterwühlt, Steine, an denen sechs Männer zu schleppen hatten, herausgehoben, war an den Pavillon du Rhin gebrandet und hätte denselben weggetragen, wenn der Gouver-

neur nicht die ganze Garnison von Ostende aufgeboten und dazu verwendet hätte, den Damm mit Sandsäcken zu belegen. Der Sandsack ist schwerer als der dem Damm eingefügte Stein und wo der letztere aus dem Gefüge tritt und weggeschwemmt wird, leistet der Sandsack noch kräftigen Widerstand.

Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, begab sich der Guardian auf den Damm.

Der Austernpark des alten Bultink war das Ziel seiner Wanderung und der Austernparkwächter der Mann, den er brauchte, um dem Geheimnisse, das ihn jetzt fast ausschließlich beschäftigte, auf die Fährte zu kommen.

Der Austernparkwächter war ein frommer Mann und wie der Kleinbürger in Belgien überhaupt, namentlich aber in den kleineren Städten, der Kirche und den Repräsentanten der Kirche blind ergeben.

Er empfing den Guardian mit großer Devotion, aber dessen unerwartetes Erscheinen brachte bei ihm eine lebhafte Bewegung hervor, die sich in dem Gesichte widerspiegelte, so daß dieses eine unverkennbare Unruhe verrieth.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Bultink,“ sagte der Guardian, „wie geht es Ihnen?“

Der Alte zuckte mit den Achseln und entgegnete:

„Wie es einem alten Manne gehen kann, dem der Himmel keine Heimsuchung erspart hat. Sie können sich denken, Hochwürden, was mein armseliges Leben seit dem verhängnißvollen Augenblick werth war, wo ich Sie zum ersten Male sah!“

„Es ist wahr, Alter, ich habe Ihnen das Unglück in's Haus gebracht!“ sagte Pater Richard.

„Aber was können Sie dafür, Hochwürden? Es war bei Gott kein erfreulicher Anlaß, bei dem ich Sie kennen lernte — aber ebenso gut wie Sie damals zu mir kamen und nach meinem Bruder fragten, ebenso gut hätte ein Anderer mir mit der Frage in's Haus fallen können! Was können Sie dafür, daß der hochwürdige Pater Guardian gerade Sie zu mir schickte? Und wenn ein Anderer gekommen wäre, das Unglück wäre dasselbe gewesen, denn das Unglück war eben bereits geschehen!“

Bultink hatte sich in eine solche Aufregung

hineingesprochen, daß er zitterte und zu einem Sessel seine Zuflucht nehmen mußte.

„Sie verzeihen, Hochwürden, daß ich mich setze,“ sagte er; „aber wenn ich an den unseligen Vorgang denke, knicken mir noch heute die Kniee zusammen — und es sind doch schon dreiundvierzig Jahre seither verflossen.“

„Ist es so lange her?“ murmelte der Pater.

„Dreiundvierzig Jahre waren es vorgestern — ich vergesse den Tag nie. Mein Vater war vor kurzem gestorben, ich hatte den Austernpark eben übernommen und mich beschäftigte ausschließlich die Sorge, wie ich meinem Bruder sein Erbtheil würde herausbezahlen können.“

„Nun, der Bruder hat Sie der Sorge enthoben!“ fiel der Pater dem Alten mit bitterem Accente in die Rede.

„Leider Gottes!“ seufzte Bultink. „Er frug nicht nach den paar tausend Francs, die ich ihm hätte auszahlen können — er griff gleich nach einer Million aus — o über die Schmach, die er über den Namen Bultink brachte!“

Der Alte vergrub sein Antlitz in die Hände und schluchzte.

„Fassen Sie sich — trösten Sie sich!“ sprach ihm der Guardian zu.

„Hier war es — in dieser Stube — an dieser Stelle,“ fuhr der Austernparkwächter fort, „wo Sie, Hochwürden, von dem Pater Guardian geschickt, mich frugen, ob ich keine Nachricht von meinem Bruder habe, der vor acht Tagen nach Brüssel abgereist sei, um dort eine große Summe in Papieren, die dem Kloster vermacht worden, zu erheben und seither nichts von sich hören ließ.“

„Und seither nichts von sich hören ließ bis auf den heutigen Tag!“ ergänzte der Guardian mit feierlicher Stimme die Rede des Alten.

„Ich hab's bitter gebüßt!“ sagte der alte Bultink halblaut. „Ich habe seither keine frohe und ruhige Stunde gehabt; wo ich stand und wo ich ging, habe ich daran gedacht und ich weiß heute noch nicht, wo ich die Lebenslust und den Uebermuth hernahm, um meine Alte zu freien!“

„Die Ehe ist Ihnen doch gut bekommen, Alter!“ bemerkte der Guardian beschwichtigend.

„Meinen Sie, Hochwürden?“ rief Bultink mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Sollte ich mich täuschen? Sie haben ein braves Weib.“

„Ein braveres gibt es nicht!“ fiel Bultink dem Geistlichen in die Rede.

„Und eine brave Tochter!“ ergänzte der Guardian.

Der Austernparkwächter wandte sein Gesicht ab, indem es um seine Lippen schmerzlich zuckte.

„Warum wenden Sie das Gesicht ab, Bultink?“ frug Pater Aichard. „Sind Sie mit Ihrer Tochter nicht zufrieden? Wo ist sie doch, die niedliche Jaquetta? Als ich vor sechs Jahren zum letzten Mal in Ostende und bei Ihnen war, stand sie eben auf der Schwelle zur Jungfräulichkeit und versprach hübsch und wacker zu werden! Wo ist sie — rufen Sie sie doch!“

„Meine Stimme reicht nicht so weit, daß sie mich hörte!“ sagte der Alte tonlos. „Mein Kind ist nicht bei mir — nicht in Ostende!“

„Hat sie vielleicht schon geheirathet?“

Bultink nickte mit dem Kopfe.

„Wo lebt sie?“

„Sie fragen mich zuviel, Hochwürden!“

„Sie wüßten nicht, wo sich Jaquetta auf-

hält?“ bemerkte der Pater ungläubig und verwundert.

„Ich weiß es nicht. Sie hat mich verlassen bei Nacht und Nebel — konnte es denn anders kommen? Mußte sich die Unthat meines Bruders nicht rächen? Konnte es der Himmel zugeben, daß der Unglückselige ungestraft seine Hand gegen die Kirche erhob und Kirchengut verbrecherisch an sich riß? Wer weiß, wo er elend endete — aber sein Untergang vermochte die Familie, aus der er hervorgegangen war, nicht zu entsühnen. Ich habe keinen Theil an seiner Schuld, aber es konnte nicht anders kommen — Gott hat mich dennoch schwer heimgesucht und für die Schuld meines Bruders mich und mein Kind bestraft. Ich habe es nie anders erwartet — ich habe es kommen gesehen und als es kam, hat es mich nicht überrascht!“

„Sie thun mir leid, Bultink! Ich will nicht hoffen, daß Sie Ihrem Kinde geflucht haben?“

Bultink schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Bedarf es doppelten Fluches, um unglücklich zu werden? Sie hat genug an dem einen Fluche zu schleppen, den mein Bruder über uns gebracht

hat! Dieser Fluch wirkt fürchterlich nach — er hat mein Kind in's Elend getrieben — Jaquetta ist Wittwe. Ich habe ihr Kind bei mir aufgenommen — sie selbst wohnte eine Zeit lang drüben auf dem Leuchtthurm. Von dort verschwand sie eines Tages — es mögen jetzt drei, vier Monate her sein — ich weiß nicht, wohin sie ging und an wen sie sich wieder in der Welt gehängt hat."

„Armer, alter Mann!" murmelte der Pater. „Es thut mir fast leid, Sie aus Ihrem Kummer aufzustören — und doch muß ich es thun!"

Der Alte sah den Geistlichen zweifelnd an.

„Haben Sie mir vielleicht etwas zu sagen, was Jaquetta betrifft?" rief er lebhaft. „Dann bitte ich Sie es für sich zu behalten oder meiner Frau anzuvertrauen — ich selbst will nichts wissen, nichts erfahren. Ich kümmere mich um nichts — ich habe mit dem Leben in dieser Beziehung abgeschlossen!"

„Das ist's nicht, was ich Ihnen zu sagen habe, Bultink! Ich bin vielmehr gekommen, Sie im Namen der Kirche aufzurufen!"

„Im Namen der Kirche — mich?" dehnte der Austernparkwächter, indem er den Pater scheu ansah.

„Sie können der Kirche einen Dienst leisten, Bultink!“ fuhr Pater Aichard fort.

„Ich?“ frug Bultink gespannt.

„Sie können Ihr Herz erleichtern, Bultink, Ihr Gemüth entlasten! Sie halten daran, daß die schwere Schuld Ihres Bruders ihre Schatten auch auf Sie, den Unschuldigen, wirft. Wohlan, ich biete Ihnen die Gelegenheit, der Kirche einen Dienst zu leisten und so an der Befestigung Ihres Seelenfriedens zu arbeiten. Wollen Sie die Gelegenheit ergreifen?“

„Ob ich will!“ rief Bultink mit einem Feuer, das ihm, dem starren, ruhigen, schweigsamen Manne, seltsam zu Gesicht stand. „Ob ich will? Befehlen Sie über mich, Hochwürden — ich wäre der glücklichste Mensch, wenn ich etwas für die Kirche thun könnte, die von einem Mitgliede meiner Familie so schwer gekränkt worden ist. Sprechen Sie, Hochwürden, was verlangen Sie von mir?“

„Daß Sie mit mir gehen, daß Sie mit mir eine Reise unternehmen! Wollen Sie das, können Sie das in diesem Augenblick, in dieser Jahreszeit?“

„Jetzt eher als im Sommer, wo es viel zu thun gibt — aber auch wenn es Sommer wäre und ich alle Hände voll zu thun hätte, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Ihnen zu folgen, Hochwürden. Erlauben Sie mir, daß ich meiner Frau sage, daß sie für das Geschäft einzustehen hat und ich stehe zu Ihrer Verfügung!“

„Aber wir reisen weit — wir haben hundertfünfzig Meilen zurückzulegen —“

„Ich folge Ihnen bis an's Ende der Welt, wenn Sie mir sagen, daß ich der Kirche damit diene!“

„Sie werden leicht vierzehn Tage ausbleiben müssen, da wir bei dieser Jahreszeit nicht in einem Zuge reisen können —“

„Ich reise Tag und Nacht, Hochwürden, sobald Sie mir sagen, daß die Kirche einen Nutzen davon hat!“ fiel der Alte dem Pater in's Wort.

Siebentes Kapitel.

Im Mainzer Bahnhofe.

Jaquetta war vollständig genesen und mit der wiederkehrenden Gesundheit trat die Nöthigung an sie heran, ihr dem Baron von Feuchtwangen gegebenes Wort zu halten. Sie hatte Anatol versprochen zu leben und mußte nun daran denken, sich so einzurichten, daß ihr das Leben nicht eine unerträgliche Last wurde.

In die Heimath mochte sie nicht zurückkehren. Sie lebte dort Niemandem zur Freude und hatte die fixe Idee, daß sie ihrem Kinde nur Unglück bringen würde. Sie betrachtete sich selbst als dem Unglück geweiht und mochte nicht auch noch auf ihr Kind das Verderben ausdehnen, dem sie sich verfallen sah. Nachdem sie die Zukunft ihres Kindes sicher gestellt hatte, war es am besten,

wenn sie die Sorge für dasselbe ganz der Mutter überließ. Dachte sie doch mit Grauen an den Augenblick, wo die Mutter in das Grab sinken und sie sich des Kindes würde annehmen müssen. Sie hatte mit ihren bitteren Erfahrungen vollständig mit dem Leben abgerechnet und wollte den Ihrigen gegenüber versunken und vergessen sein.

Es gab nur eine Möglichkeit für sie, die Bürde des Lebens weiter zu tragen: sie mußte sich einem anstrengenden Berufe widmen, durch den sie zugleich der Menschheit nützlich wurde.

Sie dachte eine Weile daran, sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen und ein beschauliches Leben zu führen. Aber wem zum Nutzen lebte sie dann und war ihr Leben in diesem Falle werth, daß sie es weiterschleppte? Und war sie sicher, daß, wenn sie ewig auf sich beschränkt vor sich hinbrütete, nicht ein Augenblick käme, wo die Versuchung, ein so werthloses Dasein zu enden, mit unwiderstehlicher Macht an sie herantreten würde?

Sie fühlte, daß es nicht blos ein Leben zweckloser Beschaulichkeit und monotonen Hinträumens

sein durfte, dem sie sich ergeben konnte, wenn es ihr überhaupt Ernst mit dem Leben war. Es mußte ein Leben der Arbeit und Entsagung sein, zu dem sie sich entschließen mußte, und Arbeit und Entsagung mußte Anderen zugut kommen. Nur so ließ sich ohne Ueberdruß das Leben fortsetzen.

Während Jaquetta so unschlüssig hin- und herschwankte und zu keinem Entschlusse kommen konnte, der sie nur einigermaßen innerlich zu befriedigen vermochte, hörte sie, daß einige graue Schwestern nach Wiesbaden gekommen seien, welche für eine in Böhmen zu gründende Genossenschaft sammelten und Proselyten warben, deren Zweck die Krankenpflege sein sollte.

Das war etwas für Jaquetta — wenn sie ihr Leben der Krankenpflege widmete, so hatte sie, was sie suchte, was ihr Noth that: ein Leben der Arbeit und Entsagung, das sich nicht blos im Müssiggange verlief, sondern Andern Nutzen brachte.

Jaquetta suchte die Bekanntschaft der grauen Schwestern und als sie hörte, daß sie in Kürze Wiesbaden verlassen würden, um sich nach Böhmen

zu begeben, wo sie in der Stadt Birkenschlag den ersten Versuch einer festen Niederlassung wagen wollten, trat sie mit dem Vorschlage an sie heran, sich ihnen anzuschließen.

Die grauen Schwestern nahmen sie mit offenen Armen auf und waren um so freundlicher gegen sie, als der Baron von Feuchtwangen, kaum daß er von dem Entschlusse Jaquetta's, dem Orden beizutreten, Kunde erhalten, demselben ein namhaftes Geldgeschenk zuwendete, um Jaquetta's Stellung im Schooße der Genossenschaft von vornherein angenehmer zu gestalten.

Jaquetta fühlte sich wesentlich erleichtert, nachdem sie so über ihre Zukunft verfügt hatte. Die Heiterkeit der Resignation kam über sie und sie sah mit Ungeduld dem Tage der Abreise entgegen.

Endlich war er da und sie schied von dem Baron von Feuchtwangen, nachdem sie ihn nochmals an sein Versprechen erinnert, die Vergangenheit als etwas Abgeschlossenes betrachten und in keiner Art auf dieselbe zurückkommen zu wollen.

„Ich habe mein Wort gehalten," sagte sie, ihm ihre Hand reichend, „ich habe den Kampf

mit dem Leben neu aufgenommen, so schwer es mir auch wurde — gehen nun auch Sie hin und werden Sie glücklich, indem Sie Ihre Braut glücklich machen. Ich werde aus Ihrem Glücke und aus dem Glücke des mir zwar unbekannten aber jedenfalls edlen und guten Wesens, dem Ihr Herz gehört, den Muth und die Kraft schöpfen, ein minder glückliches Leben weiter zu führen, so lange es Gott gefällt!"

Die Reise ging von Wiesbaden zunächst nach Mainz.

Im Mainzer Bahnhofe stand Jaquetta inmitten ihrer einfach gekleideten Begleiterinnen und sah der Ankunft des Zuges entgegen, der von Köln kommen und sie aufnehmen sollte.

Da brauste er zu viertelstündiger Rast heran und warf eine Menge Passagiere aus.

Wie Jaquetta diese flüchtig musterte, fühlte sie sich plötzlich von einer gewaltigen Aufregung erfaßt.

War es Wahrheit oder Traum — der alte Mann, der sich dort durch das Gedränge Bahn brach, war das nicht ihr Vater? Und der Mann, der ihm voranschritt, war das nicht der Guardian

Pater Richard, der in Ostende vor Jahren ab und zu in das elterliche Haus gekommen? Ja, es war kein Zweifel — beide waren es, sie mußten eben dem Waggon entstiegen sein und suchten jetzt den Ausgang des Bahnhofes zu gewinnen. Sie wollten, wahrscheinlich von längerer Fahrt ausruhend, in Mainz über Nacht bleiben.

Warum hatte der Vater Ostende verlassen? was war das Ziel seiner Reise? So frug sich Jaquetta, indem sie mit sich zu Rathe ging, ob sie es wagen sollte, an ihn heranzutreten. Aber konnte sie überhaupt zögern? Durfte sie ihren Vater streifen, ohne sich ihm zunähern? Mußte es dem alten Manne nicht selbst ein Trost sein, wenn er sie sah und daheim sagen konnte, daß sie einem opfervollen aber ruhigen Leben entgegengehe?

Wenn sie sich aber zu dem Vater bekennen wollte, so durfte sie nicht zögern, denn schon gab die Glocke das erste Zeichen, sich zur Weiterfahrt zu rüsten.

Rasch entschlossen trat sie an den Vater heran, erfaßte seine Hand, warf sich auf die Knie und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich bitte um Euren Segen, Vater!“

Der alte Austernparkwächter starrte sein Kind an.

Er hatte es erkannt trotz der ungewohnten grauen Gewandung, in der es steckte — ein Chaos von Gedanken ging durch seinen Kopf, ein Chaos von Gefühlen stürmte an sein sonst so hartes Herz heran und machte es weich.

Er sah sein Kind, das er verloren geglaubt, auf einem Wege, den er nicht mißbilligen konnte. Er dachte an den verschollenen Bruder und die schwere Schuld, dieser auf sich geladen und dachte weiter, wie vielleicht Jaquetta ausersehen sei, die Familie zu entsühnen; er dachte auch an sein altes Weib daheim und an das Enkelkind — und wie das Alles so bunt und wirre durch seine Seele zog, da legte er unwillkürlich die Hand auf der Tochter Haupt und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich frage Dich nicht, wohin Du gehst, nicht, wie Du zu dem Kleide gekommen, das Du trägst — aber wohin Du auch gehen magst, geh' mit Gott!“

„Mein Vater — ich danke Dir!“ schluchzte

Jaquetta, die Hand des alten Manns mit Küssen bedeckend.

Da ertönte das zweite Glockenzeichen — die Schwestern sahen sich nach Jaquetta um, und winkten ihr einzusteigen — sie mußte des Vaters Hand fahren lassen.

Sie wankte dem Waggon zu, indem Freude ihr Herz bewegte . . . und auch in des alten Mannes Herz regte sich etwas wie Freude und er sah seinem Kinde lange nach.

Achtes Kapitel.

Internirt!

Die nationale Demonstration, welche Schlemm in Gellenschwangen veranstaltet hatte, sollte seiner vielseitigen Wirksamkeit in Gellenschwangen ein unerwartetes und frühzeitiges Ende bereiten.

Der Bezirkshauptmann von Gellenschwangen war ein Mann, der keinen Spaß verstand. Er hatte das Umsichgreifen der nationalen Agitation schon längst mit Mißtrauen und Unbehagen betrachtet und wurde auch von der ihm vorgesetzten Regierungsbehörde in Prag gedrängt, einen Coup gegen die Anstifter der Bewegung auszuführen, damit die letztere lahmgelegt würde. Er wartete nur auf eine passende Gelegenheit zu energischem Eingreifen und glaubte die Zeit dazu

gekommen, als Schlemm die Bewegung auf die Straße spielte.

Der Bezirkshauptmann kannte die lokalen Verhältnisse in Gellenschwangen genau und wußte, daß, wenn auch Gelber als leitender Gedanke hinter den Coulissen stand, doch Schlemm derjenige war, auf den sich die Aktion zurückführen ließ. Diese mußte in's Stocken gerathen, sobald man Schlemm unschädlich machte, da es Gelber schwer fallen mußte, sogleich einen Faiseur von gleicher Energie und Rücksichtslosigkeit aufzutreiben.

Der Bezirkshauptmann beschloß daher, Schlemm an den Leib zu gehen, und citirte ihn auf sein Bureau.

„Sie sind ein gefährlicher Mensch, Herr Schlemm!“ sprach er ihn hier an. „Sie haben in Gellenschwangen eine Bewegung organisirt, welche aus der sonst so friedlichen Stadt einen Herd permanenter Aufregung gemacht hat. Die Regierung hätte Sie, trotzdem es ihr nicht angenehm sein kann, wenn die Bevölkerung von Gellenschwangen von Wühlern bearbeitet wird, dennoch ruhig gewähren und Ihr or-

ganisatorisches Talent weiter entfalten lassen, wenn Sie nicht auf die Straße herabgestiegen wären und eine förmliche Emeute in Scene gesetzt hätten!“

„Eine Emeute?“ dehnte Schlemm.

„Wie wollen Sie das nennen, was gestern vorgegangen ist?“ fuhr der Bezirkshauptmann ruhig fort. „Sie sammeln hundert Personen um sich, machen mit ihnen Katzenmusiken, schlagen Fenster ein, vergreifen sich an Firmatafeln, werfen Steine, demonstriren gegen die deutsche Bevölkerung von Gellenschwangen, die mit der böhmischen in bester Eintracht gelebt hat, ehe Sie auf Anstiften eines Intriguanten plötzlich zu dem Bewußtsein kamen, daß Sie eigentlich berufen sind, die nationale Sache zu der Ihrigen zu machen: welche Benennung wollen Sie Ihrem Treiben geben? Involvirt es nicht eine Ruhestörung und eine öffentliche Gewaltthätigkeit?“

„Man mache mir den Proceß!“ rief Schlemm trotzig.

„Damit Sie ein nationaler Märtyrer und ein populärer Mann würden?“ warf der Bezirks-

hauptmann mit einem sarkastischen Lächeln ein. „Damit wir die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf Gellenschwangen concentrirten? Wo denken Sie hin, bester Herr Schlemm! Sie können doch von uns nicht verlangen, daß wir, indem wir Sie bekämpfen, Ihnen noch in die Hände arbeiten! Wenn ich gestern hätte Eclat machen wollen, so hätte ich einfach nach Drehfelden um eine halbe Compagnie Militär telegraphirt. Ich zog es aber vor, Sie Ihre übermüthigen Streiche ausführen zu lassen. Damit liefen Sie uns in die Hände, und nun haben wir Sie und sind nicht gesonnen, Sie wieder auszulassen!"

Schlemm wurde unruhig.

„Das soll doch nicht so viel heißen, als Sie wollen mich festnehmen?" warf er mit erkünstelter Bravour hin.

„Allerdings!" erwiederte der Bezirkshauptmann ruhig. „Sie sind, ich komme auf mein erstes Wort zurück, ein gefährlicher Mensch, dessen agitatorischem Treiben wir nicht länger ruhig zusehen können. Ihre Rolle in Gellenschwangen ist ausgespielt und die Regierung wird dafür

sorgen, daß Sie nirgendwo eine ähnliche spielen!"

„Was hat man mit mir vor?" rief Schlemm ängstlich, indem er seine Brille putzte.

„Man wird Sie begraben!" sagte der Bezirkshauptmann lakonisch.

„Begraben?" stammelte Schlemm, indem er kreideweiß im Gesicht wurde.

Der Bezirkshauptmann nickte mit dem Kopfe, als ob es sich nicht um ein Menschenleben, sondern um die gleichgiltigste Sache von der Welt handle.

„Man wird Sie in eine ungarische Festung bringen," ergänzte er die Geste, „dort sind Sie begraben!"

Schlemm athmete auf, sobald er inne wurde, daß das Begraben denn doch nicht wörtlich zu nehmen sei.

„Man wird Sie interniren!" fuhr der Bezirkshauptmann fort. „Wir bringen Sie hier in eine verschlossene Kutsche, zwei Gensdarmen nehmen Sie in die Mitte, bringen Sie nach Drehfelden und von dort auf der Bahn nach Munkatsch, Komorn oder Arad. Zwischen diesen drei

Festungen haben Sie die Wahl, es ist aber, ich sage es Ihnen in vorhinein, eine ungesünder als die andere. In der Festung kommen Sie in die Casematten, erhalten die Löhnung eines gemeinen Soldaten, müssen wie ein solcher pariren und im Uebrigen kräht kein Hahn mehr nach Ihnen. Zwei, drei Jahre können Sie's in dem ungewohnten und ungesunden Klima aushalten, dann wirft man Sie eines Tages zu den Todten. Die Regierung ist auf billige Art und ohne viel Aufsehen zu erregen, einen gefährlichen Menschen los geworden."

Schlemm fühlte eine Anwandlung von Unwohlsein und Schwäche, als er den Bezirkshauptmann so sprechen hörte. Er wußte, daß es schon Manchem in Oesterreich so ergangen war, wie es der Beamte soeben geschildert, und daß er verloren sei, wenn man ihm gegenüber Ernst mache. Er putzte in seiner Beklommenheit rastlos die Brille und vermied es, den Bezirkshauptmann anzusehen.

„Ich hoffe," sagte er kleinlaut, „man wird mich wenigstens meine Angelegenheiten ordnen lassen und mir Zeit gönnen, einen Protest gegen

die Gewaltmaßregel zu Papier zu bringen, der ich zum Opfer falle!"

„Ich bedaure, Ihren Wünschen nicht zur Gänze entsprechen zu können!" erwiederte der Bezirkshauptmann trocken. „Protestiren und auch rekurriren können Sie, aber Proteste und Rekurse hindern nicht die Ausführung der Repressivmaßregel, zu welcher Sie die Regierung durch Ihr Benehmen gezwungen haben. Und entlassen kann ich Sie nur unter einer Bedingung!"

„Diese ist?" frug Schlemm auflebend.

„Sie müssen Gellenschwangen augenblicklich verlassen, jede Verbindung mit dem Platze abbrechen und sich verpflichten, sich in politischer Beziehung ruhig zu verhalten!"

„Und wenn ich dies Alles thue" — rief Schlemm hastig.

„Dann kann ich Sie vorläufig auf freiem Fuße belassen!" fiel der Bezirkshauptmann Schlemm in die Rede. „Ich referire dann an die Regierung und frage an, ob sie die Internirungsmaßregel gegen Sie noch in Ausführung bringen will, nachdem Sie standhafte Garantieen für ein ruhiges Verhalten gegeben haben. Ehe die Ent-

scheidung herablangt, bleiben Sie einfach unter Polizeiaufsicht, können sich aber aufhalten, wo Sie wollen, nur nicht in Gellenschwangen. Wir haben Sie überall sicher und fassen Sie, sobald Sie uns die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit geben!"

Der Bezirkshauptmann hielt Schlemm mit einem süßen Lächeln fest.

Dieser überlegte nicht lange. Auf der einen Seite ein sang- und klangloses Verschwinden, eine Reise zwischen Gensdarmen, Ungarn, die Casematten, Sumpfluft, das Grab — auf der andern die Freiheit: Schlemm hätte nicht Schlemm sein dürfen, wenn ihm die Wahl schwer geworden wäre. Mochte Gelber zusehen, wie er ohne ihn fertig würde — er wollte nichts mehr von Gellenschwangen und nationaler Agitation wissen und pries sich glücklich, wenn er mit heiler Haut und einem blauen Auge davonkam.

Er gab dem einzigen Bedenken, das in ihm aufstieg, Ausdruck, indem er sagte:

„Aber wie komme ich fort von hier ohne Geld, ich brauche doch welches auf die Reise, und ehe ich mich anderweitig orientire —"

„Ich habe den Auftrag, Ihnen für den Fall, daß Sie sich entschließen, der Regierung die geforderten Garantieen zu geben, fünfzig Gulden auszufolgen!“ schnitt der Bezirkshauptmann Schlemm's Bedenken ab.

„Fünfzig Gulden!“ rief Schlemm aus erleichterter Brust. „Das läßt sich hören — aber wer wird meine Schulden zahlen?“

„Wie hoch belaufen sich dieselben?“

„Auch auf etwa fünfzig Gulden!“

„Geben Sie mir ein Verzeichniß derselben — die Regierung wird die Sache mit Ihren Gläubigern in's Reine bringen. Es kommt ihr auf fünfzig Gulden nicht an, wenn sie Sie der bürgerlichen Gesellschaft erhalten kann!“

Schlemm reichte das Schuldenverzeichniß ein, nahm die fünfzig Gulden, die er zu seinem Fortkommen brauchte, in Empfang, gelobte durch Handschlag, Gellenschwangen augenblicklich zu verlassen, ohne mit Gelber weiter verhandelt zu haben und jede Verbindung mit der Partei, der er zuletzt gedient, aufzugeben.

Er hielt sein Wort — der Bezirkshauptmann

aber lachte sich in's Fäustchen und sagte zu sich selbst:

„Dem habe ich die Hölle heiß gemacht — ich habe ihn wohlfeilen Kaufes bekommen, man wird mich in Prag loben!“

Neuntes Kapitel.

Der Amerikaner.

Der alte Bultink wohnte als Gast des Guardians im Kloster zu Freisassenberg.

„Ich gönne Ihnen einige Tage Erholung, denn die Reise hat Sie sichtlich angestrengt!" hatte Pater Aichard zu dem Austernparkwächter gesagt, als er ihm seine Stube angewiesen. Wenn Sie sich wieder rüstig fühlen, werden wir an unser Geschäft gehen!"

„Ich spürte kaum die Strapazen der Reise, seit ich mein Kind wiedergefunden hatte!" meinte Bultink. „Sie können sich nicht in meine Lage hineindenken, Hochwürden, aber Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß der Augenblick, wo ich mein Kind im Mainzer Bahnhofe segnete, der erste Augenblick des Glückes war,

der mir seit der unglücklichen Katastrophe, welche durch die Schuld meines Bruders über die Familie Bultink hereingebrochen, zu Theil wurde. Ich weiß nun, wie es dem Vater zu Muthe war, als er den verlorenen Sohn reuig zu seinen Füßen sah. Meine Tochter hat den inneren und äußeren Frieden wiedergefunden, indem sie sich der Kirche in die Arme warf und Nonne wurde: mir selbst ist nun wieder wohl, und wenn es mir nun auch noch gelingen sollte, Ihnen, Hochwürden, und durch Sie der Kirche einen wesentlichen Dienst zu leisten, so würde ich vollends beglückt nach Ostende zurückkehren!"

„Ich werde Sie zu der That, die ich von Ihnen heische, aufrufen, sobald es Zeit ist!" sagte Pater Aichard.

Wenige Tage später trat er in Bultink's Stube und sagte zu dem Austernparkwächter:

„Sie haben sich jetzt gekräftigt, Bultink, und sind wohl im Stande, vorkommenden Falles eine Aufregung auszuhalten. Sie werden mir folgen; wir werden Jemanden besuchen, dessen Anblick Sie vielleicht überraschen wird. Ich sage Ihnen das von vornherein, damit Sie Ihre Fassung

und Ruhe behaupten mögen. Was Sie auch sehen mögen, Bultink, bleiben Sie standhaft, lassen Sie es sich nicht anmerken, daß es Ihnen nahegeht."

„Ich werde mich bemühen, Ihre Zufriedenheit zu erlangen!" sagte Bultink.

„Gehen wir!" schloß der Guardian die Unterhaltung.

Die beiden Männer gingen durch die Thalschlucht, welche von Freisassenberg gegen die Straße führte, die sich bei der Kapelle gegen Gellenschwangen wendet, auf das Haus zu, welches der Mann bewohnte, der dem Guardian am Tage seiner Ankunft behilflich gewesen.

Der Guardian trat der Erste in das Haus und hieß Bultink ihm folgen.

Diesem klopfte das Herz — als er aber des Mannes ansichtig wurde, der ihnen jetzt entgegenkam, drohte es stille zu stehen. Weit herausgewälzten Auges starrte er den Mann an, als ob er eine Geistererscheinung vor sich hätte. Ein convulsivisches Zittern befiel ihn, ein Schwindel erfaßte ihn, die Dinge drehten sich vor seinen Augen, er mußte nach der Lehne eines Stuhles ausgreifen, um nicht zu fallen.

In diesem Augenblick traf ihn ein Blick des Guardians, der ihm einen Theil der verlorenen Fassung wiedergab.

Er erinnerte sich daran, was der Guardian von ihm verlangt hatte, und zwang sich zur Ruhe.

Noch einen Augenblick war der Kampf in seinen Mienen zu lesen, dann nahmen dieselben wieder den gewohnten starren Ausdruck an.

Das Auge aber haftete unausgesetzt auf dem Manne, der inzwischen den Guardian begrüßt hatte.

„Sie verzeihen die Störung!" sagte der Guardian zu dem Hausherrn. „Sie verzeihen auch, daß wir Sie zu Zweien überfallen. Ich ging mit diesem Herrn spazieren und nöthigte ihn, hier mit mir einzutreten!"

Der Guardian hielt den Hausherrn mit einem gespannten Blicke fest, indem er dessen Aufmerksamkeit auf Bultink lenkte.

Der Hausherr begrüßte Bultink mit voller Unbefangenheit umd sagte, daß er sich freue, ihn in seinem Hause zu sehen. Ein Freund des hochwürdigen Herrn Guardian sei ihm immer willkommen.

Dabei streckte er seine Hand Bultink entgegen, der abermals die Farbe wechselte, sobald er dieser Hand ansichtig geworden war.

Am Mittelfinger derselben glänzte ein Ring, in welchen Bultink seine Augen jetzt einbohrte.

Er war so aufgeregt, daß er nicht im Stande war, die Hand, die der Hausherr mit der seinigen umfassen wollte, auszustrecken. Es bedurfte abermals eines festen Blickes von Seite des Guardians, um Bultink wenigstens theilweise Ruhe und Fassung wiederzugeben und ihn zu bestimmen, mit seiner Hand die dargereichte des Hausherrn zu ergreifen. Aber selbst jetzt zuckte Bultink's Hand zurück, als sie mit dem Ringe in Berührung kam, den der Hausherr am Mittelfinger der rechten Hand trug.

Jetzt schien auch der Hausherr die Aufregung Bultink's und die beobachtenden Blicke des Guardians zu bemerken.

Er wurde unruhig und wechselte die Farbe.

„Der Zweck meines Ueberfalles ist eigentlich der, die Bitte an Sie zu richten, ein kleines Andenken von mir entgegenzunehmen!“ richtete der Guardian das Wort an den Hausherrn. „Sie

haben mir einen Dienst erwiesen und es drückte mich, in Ihrer Schuld zu stehen. Ich habe mir daher erlaubt, Ihnen von der Reise, die ich kürzlich nach Belgien unternommen habe, diese Kleinigkeit mitzubringen, da ich weiß, daß Sie rauchen!"

Der Guardian legte einen aus einer Muschel kunstvoll gearbeiteten Cigarrenhalter in die Hand des Hausherrn.

Dieser dankte. Es wurden dann noch einige gleichgiltige Redensarten gewechselt, und der Guardian entfernte sich mit seinem Begleiter.

Dieser hielt kaum so lange an sich, als sie sich im Bereiche des Hauses befanden, das sie so eben verlassen hatten, und von dessen Bewohner gesehen werden konnten. Er wollte sprechen, aber Pater Aichard gebot ihm mit einem strengen Blicke Schweigen.

Endlich blieb der Guardian stehen, und nachdem er sich umgesehen und die Wahrnehmung gemacht hatte, daß das Haus, von dem aus sie beobachtet werden konnten, hinter einer Biegung des Weges verschwunden war, rief er lebhaft, Bultink gespannt anblickend:

„Nun — ist er es?“

„Nein!“ stöhnte Bultink.

„Er ist es nicht?“

„Nein! Aber er ist ihm so ähnlich, daß ich im ersten Augenblick frappirt war!“

„Ich sah es Ihnen an!“

„Bei näherer Betrachtung schwand die Aehnlichkeit!“ keuchte Bultink. „Er ist etwas kleiner als mein Bruder!“

„Das scheint mir auch!“

„Auch der Klang der Stimme ist ein ganz anderer! Als er zu sprechen anfing, zweifelte ich vollends nicht mehr. Er ist es nicht — ich habe dafür noch ein anderes untrügliches Zeichen. Als mein Bruder drei Jahre alt war, fiel er eines Tages so unglücklich, daß ihm die scharfe Kante eines Pflastersteines ein Loch unmittelbar über dem Auge in's Fleisch riß, dessen Spur nie verschwand. Als ich meinen Bruder zum letzten Mal sah, hatte er noch die Narbe, die quer durch das Augenlid ging, dasselbe gleichsam durchschneidend und in zwei Hälften theilend. Diese Narbe fand ich nun auch nicht bei dem Manne, der meinem Bruder so ähnlich ist!“

„Das gibt den Ausschlag!“ meinte der Guardian und wollte weiter gehen, als er sich plötzlich von der Hand des Alten erfaßt sah, der stammelte:

„Aber ich habe dagegen etwas Anderes bei dem Manne entdeckt — etwas — was mir das Blut in den Adern gerinnen machte.“

„Was war das?“

„Ein Ring!“

„Der prächtige Smaragd?“ warf der Guardian lebhaft ein. „Ich sah, daß Sie den Stein mit den Augen verschlangen! Woher kam das? Kennen Sie den Ring?“

„Den Ring nicht — den Stein aber glaube ich zu kennen!“

„Steine sehen sich ähnlich!“

„Wahr — aber der Smaragd, den jener Mann am Finger hat, kenne ich bestimmt. Er hat eine eigenthümliche Form und ein jetzt selten vorkommendes tiefes Grün. Es gibt nicht zwei solche Steine.“

„Was hat es mit dem Steine für eine Bewandtniß?“ forschte der Guardian.

„Der seltene Smaragd gehörte meinem Vater,

der große Stücke auf ihn hielt und ihn meinem Bruder an dem Tage schenkte, wo er das Ordensgelübde ablegte!"

„Wie käme der Mann, den wir soeben verlassen haben, zu diesem Steine, wenn er nicht Ihr Bruder ist?"

„Wir stehen an der Schwelle eines unheimlichen Geheimnisses, Hochwürden!" sagte Bultink tonlos. „Da jener Mann nicht mein Bruder ist und doch den Ring besitzt, der meinem Bruder gehörte, so muß er diesem den Ring abgenommen haben! Er muß wissen, wo mein Bruder ist!"

„Sie eröffnen da eine Perspektive vor mir, die wir verfolgen müssen!" sagte der Guardian hastig. „Lassen Sie uns über die Sache nachdenken!"

„Ist der Mann, der den Ring meines Bruders besitzt, aus dieser Gegend?" erkundigte sich Bultink.

„Nein! Er ist erst zehn Jahre hier ansässig und, was das Interessanteste ist, ein Amerikaner!"

„Hat man vor vierzig Jahren nicht die Meinung ausgesprochen, daß mein Bruder mit der

der Kirche gestohlenen Million nach Amerika entflohen sei?"

Der Guardian nickte mit dem Kopfe.

„Man wird sich dieses Mannes versichern müssen!" sagte Bultink.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage verbreitete sich in der Gegend die Kunde, daß der Amerikaner verschwunden sei.

Zu den durch diese Nachricht am meisten Ueberraschten gehörten der Guardian und Bultink, welche beide wie versteinert dastanden, als sie von der Flucht des räthselhaften Menschen hörten.

Schluß des zweiten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



